



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Differenzierung und Diversität in der Landwirtschaft

Eine Darstellung von Wirtschaftsweisen
landwirtschaftlicher Familienbetriebe
am Beispiel St. Georgen am Walde

Verfasser

Johann Schwarz

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin:

Univ.-Prof. Dr. Elke Mader

Danke,

Mamma und Papa für die	Zeit
Anna Magdalena für die	Kraft
Elfriede für das	Verständnis
meinen Freunden für die	Hilfe.

Danke,

Elke Mader für die Betreuung meiner Arbeit.

Gertraud Seiser für eine gute Zeit, und Deine Begleitung auf dem Weg.

Inhaltsverzeichnis

<u>EINLEITUNG</u>	5
<u>KONTEXT</u>	14
GESCHICHTE DER LANDWIRTSCHAFT	14
MÜHLVIERTEL UND ST. GEORGEN AM WALDE	24
MÜHLVIERTLER ALM	30
QUANTITATIVER ÜBERBLICK	32
<u>WISSENSCHAFTLICHER ZUGANG</u>	36
HOFÜBERGABENE UND GENERATIONENWECHSEL	36
ERWERBSWECHSEL IN DER LANDWIRTSCHAFT	45
AGRARSTRUKTURWANDEL UND SEINE BEGRÜNDUNGEN	53
LANDWIRTSCHAFTSSTILE	60
<u>EMPIRISCHER ZUGANG</u>	69
FALLBEISPIEL 1:	69
INTERVIEW FRANZ HUBER:	69
INTERVIEW PETER HUBER:	75
FALLBEISPIEL 2:	79
INTERVIEW JOHANN KRAMER:	79
INTERVIEW STEFAN KRAMER:	89
FALLBEISPIEL 3:	92
INTERVIEW JOSEF UND MARIA SCHLAGER:	92
<u>ZUSAMMENFÜHRUNG</u>	103
<u>SCHLUSSBETRACHTUNG</u>	118
<u>LITERATURVERZEICHNIS</u>	121
<u>ABSTRACT</u>	128

Einleitung

„Das Interesse an höchster landwirtschaftlicher Produktivität [...] verlange die Förderung der Entwicklung zum landwirtschaftlichen Kleinbetrieb.“
(David 1903: 698)

Zu diesem Schluss kam Eduard David im Jahre 1903 in seiner Schrift „Sozialismus und Landwirtschaft“ und stand damit im Widerspruch zu den marxistischen Entwicklungstheorien jener Zeit und später auch zu den wirtschaftskapitalistischen Entwürfen über die zukünftige Entwicklung der agrarischen Produktion, die das Verschwinden der bäuerlichen Familienbetriebe prognostizierten.

Zum ersten Mal kam mir der Gedanke meine Diplomarbeit über Aspekte bäuerlicher Lebenswelten zu schreiben, als ich im Jahr 2005 an einem Feldpraktikum zum Thema „Verwandtschaft und soziale Sicherheit“ (KASS – „kinship and social security“), mit dem Ziel, soziale Netzwerke und Sicherheitsstrategien im alltäglichen Leben von Menschen sichtbar zu machen, teilnahm.¹ Damals durfte ich bei der Datenerhebung im ruralen Raum mitwirken. Die Wahl des Forschungsgebietes fiel hier auf die Gemeinde Schönau im Mühlkreis im nordöstlichen Teil Oberösterreichs. Diese stark landwirtschaftlich gezeichnete Region zählt, wie der größte Teil der österreichischen Agrarfläche zum benachteiligten Gebiet. Speziell in diesen Erschwerniszonen ist das betriebliche Wachstum durch natürliche Gegebenheiten starken Einschränkungen unterworfen.

Erstmalig wurde der Begriff der benachteiligten Gebiete 1975 eingeführt. Die Definition dieses Begriffes, als auch die in der letztgültigen Verordnung (EG) Nr. 1257/1999 des europäischen Rates beschriebene Zielsetzung für die betroffenen Gebiete, wurden seit dieser Zeit den sich laufend verändernden Räumen angepasst.

Kurz zusammengefasst wird ein Gebiet als benachteiligt angesehen, wenn es durch eine naturräumliche Benachteiligung als Erschwerniszone charakterisiert werden kann.²

Da jedoch fast 80 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche in Österreich zumindest eines der Kriterien der Benachteiligung erfüllen, stellt sich für viele BetriebsleiterInnen die Frage, welche Wege für die Zukunft gangbar sind.

¹ Die Umsetzung dieses europaweiten Forschungsprojektes (rurale und urbane Forschungsregionen in acht EU Länder erfolgte in Österreich im Rahmen eines Lehrfeldpraktikums des Institutes für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien.

² Eine genaue Definition nach der Verordnung (EG) Nr. 1257/1999 des europäischen Rates erfolgt später im zweiten Teil der Arbeit.

Nach Beendigung dieses Forschungsaufenthaltes in Schönau kehrte ich in meinen auch landwirtschaftlich geprägten Alltag als Betriebsleiter unseres als Familienbetrieb geführten Bauernhofes zurück. Die Nachwirkungen dieser Erfahrung äußerten sich dahingehend, dass mir durch die Reflexion Aspekte und Formen bäuerlicher Lebensweisen bewusst wurden, denen ich bis zu diesem Zeitpunkt eine geringe Bedeutung zugemessen hatte.

Um in weiterer Folge das Bild meines Zuganges zu vervollständigen, werde ich kurz auf meinen persönlichen Hintergrund eingehen.

Selbst als prospektiver Hoferbe habituiert, besuchte ich nach Beendigung meiner Pflichtschuljahre eine Höhere landwirtschaftliche Bundeslehranstalt mit dem Ausbildungsschwerpunkt „allgemeine Landwirtschaft“. Aufbauend auf das agrarwissenschaftliche Dogma des Intensivierens der landwirtschaftlichen Produktion bei gleichzeitigem Wachstum der Betriebe als Strategie zur Absicherung des Fortbestandes der eigenen Lebensart bestand ein wesentliches Ausbildungsziel darin, Bauern- und Landwirtkinder hin zu BetriebswirtInnen, mit einem fundierten ökonomischen Verständnis zu erziehen, um so für die Herausforderungen des freien Marktes gerüstet zu sein. Die Relevanz der sozioökonomischen Dimension auf den bäuerlichen Betrieben hielt erst spät Einzug in den Bereich der landwirtschaftlichen Aus- und Weiterbildung.

Garstenauer formuliert zu diesem Thema folgendes:

„Landwirtschaft wird aus agrarwissenschaftlicher Sicht oft zur Wirkung „objektiver“ Gesetzmäßigkeiten, die am besten von Fachleuten beherrscht werden, verkürzt; daraus ergibt sich die Forderung, die ‚subjektive‘ Betriebsführung der Landbewirtschafter/Innen – etwa durch Aus- und Fortbildungsmaßnahmen – daran auszurichten. [...]“ (Garstenauer et al. 2009: 86)

Der Soziologe Peter Schallberger unterscheidet in einer seiner Untersuchungen in zwei Gruppen von Wirtschaftlern:

„Während bei einer ersten Gruppe von Bauern das ökonomische Denken durch das Deutungsparadigma „Subsistenz“ strukturiert wird [...], orientiert es sich bei einer zweiten Gruppe von Bauern am Deutungsparadigma „Markt“ [...].“ (Schallberger 1999: 10)

In weiterer Folge charakterisiert er die handelnden Personen als „subsistenzlogisch denkende Bauern“ und „marktlogisch denkende Bauern“ (Schallberger ebd.).

Das Landwirtschaften, das ich im Zuge meiner Ausbildung kennen/gelernt habe, war von diesem auf marktwirtschaftliche Aspekte reduzierten, monetär ökonomischen Grundsatz mehr geprägt als ich dies bei der Feldforschung in Schönau erfahren durfte. (Was keinesfalls heißen soll, dass ich diese ökonomische Kompetenz nicht vorgefunden hätte.)

Einerseits durch die Intention meiner Ausbildung zu einem wissenschaftlich versierten Agrarier inmitten einer der landwirtschaftlichen Gunstlagen Österreichs und möglicherweise auch dadurch, dass in meiner Heimatgemeinde Betriebe mit geringer Flächenausstattung (z.B.: 3ha) dem seit länger herrschenden Strukturwandel zum Opfer gefallen waren, oder durch die Bezeichnung als „Sacherl“ für mich nicht unter dem Begriff Landwirtschaft subsumiert wurden, habe ich bewusst oder unbewusst die Landbewirtschaftung erst durch das vorrangige Ausrichten der Produktion für den freien Markt zur Landwirtschaft „erhoben“.

„Entspricht die ‚subjektive‘ Betriebsführung dem ‚objektiven‘ Optimum – etwa dem höchstmöglichen Profit –, erscheint sie als ‚rational‘ (‚fortschrittlich‘, ‚modern‘, ‚optimal‘ usw.); weicht sie davon ab, gilt sie als ‚irrational‘ (‚rückständig‘, ‚traditional‘, ‚suboptimal‘ usw.)“ (Garstenauer et al. 2009: 86)

Reflektiert betrachtet kann man hier durchaus wie Garstenauer anmerkt von einer „Engführung auf eine agrarwissenschaftlich abgeleitete Wirtschaftsweise“ sprechen. (Garstenauer ebd.)

Dieses Paradigma spiegelt sich auch im feldspezifischen Wertesystem, dem daraus abgeleiteten Selbstverständnis der handelnden Personen und der Rezeption dieser Ordnung durch die Gesellschaft wieder.

Im Jahr 2008 folgte eine neuerliche Lehrfeldforschung in dieser Region. Der Fokus des Forschungsinteresses wurde im Titel mit der Formulierung, „Generationswechsel in kleinen Familienbetrieben: Eine Fallstudie über Hofübergaben“ festgelegt. Das Thema zu diesem Vorhaben wurde vom Regionalverband der „Mühlviertler Alm“, zu dem die Gemeinde Schönau, wie auch das neue Forschungsgebiet, St. Georgen am Walde gehört, selbst vorgeschlagen. Die Erwartung des damaligen Geschäftsführers des Verbandes war, dass sich die Auseinandersetzung mit diesem allgemein als „heikel“

bezeichneten Thema als gut für die Betroffenen herausstellt. Es sollte durch den Kontakt und die Befragung ein Diskussionsprozess in Gang gebracht werden. Allein dadurch verändere sich deren Sicht auf das Thema Hofübergabe sehr stark (vgl. Seiser 2009).

Das Ergebnis dieses Forschungsaufenthaltes war eine Fülle von Forschungsdaten, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt bereits in diversen Publikationen, und von den Studierenden selbst in Diplomarbeiten bearbeitet wurden. Diese dort gesammelten Informationen geben einen tiefen Einblick in die sozioökonomischen Aspekte bäuerlicher Lebensrealität.

„Es ist eine Binsenweisheit, dass Landwirtschaft treibende Akteure nicht allein wirtschaftliche Zwecke im engeren Sinn anstreben; zudem sind sie in soziale Beziehungen eingebunden und folgen kulturellen Orientierungen.“
(Garstenauer et al. 2009: 86)

Nachdem das Interesse für einen Forschungsbereich geweckt war, galt es nun eine Fragestellung zu entwickeln, und somit auch eine Fokussierung der genauen Forschungsfrage vorzunehmen. Dieses vermeintlich einfache und unspektakulär klingende Vorhaben stellte sich als eine gravierende Hürde, dessen Überwindung eine geraume Zeit in Anspruch nahm, dar.

Der endgültige Zugang erfolgte über die Beschreibung einer konkreten Problemstellung, die nach der Lektüre spezifischer Fachliteratur zum Thema „peasantry“, persönlichen Beobachtungen im Feld, und der Reflexion meiner Alltagswelt in der simplen Frage mündete:

„Wieso gibt es sie noch?!“

Der Strukturwandel in der Landwirtschaft, der nicht nur den Fachleuten erkennbar, sondern durch seine Geschwindigkeit „mit freiem Auge sichtbar“ ist, bringt die Wissenschaft seit geraumer Zeit in Erklärungsnot. Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts erklärte Albrecht Daniel Thaer (1752-1828), einer der „Gründerväter“ der Landwirtschaftslehre, die bäuerlichen Familienbetriebe als ein zum Scheitern verurteiltes Betriebsmodell. Zu selbigem Schluss kamen in späterer Zeit auch andere namhafte Denker und Ökonomen wie Karl Marx (1818-1883) oder Karl Wilhelm

Bücher (1847- 1930).

Zwar ist die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Rohstoffen und Produkten ungebrochen hoch und in einem Zeitalter des Energiemangels sogar stetig steigend, die Anzahl der Betriebe und deren BewirtschafterInnen, die diese Güter bereitstellen, sind demgegenüber im Sinken begriffen.

Die Geschehnisse der letzten Jahrzehnte sprechen eine eindeutige Sprache und lassen sich in Zahlen ausgedrückt wie folgt darstellen.

Land- und forstwirtschaftliche Betriebe in Österreich 1951 - 2010

Bundesländer	1951	1960	1970	1990	1995	1999	2003	2005	2007	2010
Burgenland	44.263	41.716	38.548	26.789	20.193	16.081	11.753	11.664	11.167	9.793
Kärnten	33.462	32.353	31.330	26.192	22.231	21.202	19.491	19.399	18.911	18.174
Niederösterreich	138.494	121.574	101.945	71.219	60.850	54.551	46.235	46.087	45.782	41.570
Oberösterreich	78.360	75.381	71.689	54.485	45.749	41.804	36.729	36.543	36.385	33.341
Salzburg	14.602	14.353	13.740	12.319	11.285	10.751	10.012	10.023	10.028	9.785
Steiermark	79.207	76.121	73.403	60.669	52.624	48.582	43.745	43.735	42.370	39.388
Tirol	27.903	27.159	25.291	21.776	19.201	18.238	16.892	16.846	16.929	16.215
Vorarlberg	13.329	11.024	9.709	7.163	5.906	5.401	4.744	4.743	4.762	4.493
Wien	3.228	2.605	2.083	1.298	1.060	898	782	551	699	558
Österreich	432.848	402.286	367.738	281.910	239.099	217.508	190.382	189.591	187.034	173.317

Q: STATISTIK AUSTRIA, Agrarstrukturerhebung. Erstellt am 25.05.2012. - Rundungsdifferenzen technisch bedingt. - 1951 - 1970: Erhebungsuntergrenze 1/2 ha, 1980 - 1990: Erhebungsuntergrenze 1 ha Gesamtfläche. - Ab 1990: Einschließlich Betriebe ohne Fläche. - Ab 1995: Erhebungsuntergrenze 1 ha landwirtschaftlich oder 3 ha forstwirtschaftlich genutzte Fläche.

So zeigt etwa diese Tabelle dass die Gesamtzahl der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe von 367 738 im Jahr 1970, auf 173 317 im Jahr 2010 abgenommen hat. Das entspricht einem Abgang von 52,9 %, oder einer Halbierung der Zahl der Betriebe.

Gleichzeitig zeichnet sich in Bezug auf die einzelbetriebliche Gesamtfläche der Trend zum Wachstum der Höfe ab. Alle Größenklassen der Betriebe bis unter 50 ha Gesamtfläche zeigen einen Abgang, lediglich die Anzahl der Betriebe ab 50 ha verzeichnet einen Zuwachs und hier steht die Größenklasse von 100 bis unter 200 ha Gesamtfläche im Zeitraum 2007 bis 2010 mit einem Plus von 10,8 % an der Spitze.³

Ogleich diese Zahlen eine scheinbar eindeutige Sprache sprechen, und dieser Trend des „Wachsen und Weichens“ (vgl. Groier 2004) seit Jahrzehnten die Agrarlandschaft formt, darf durchaus vorsichtig gehofft werden.

³ Statistik Austria 2012; Agrarstrukturerhebung. Erstellt am 25.05.2012.

Entgegen dem von den Agrarwissenschaften prognostizierten Sterben der bäuerlichen Landwirtschaft und der rasanten Veränderung der Betriebslandschaft, zeigt sich diese vielerorts als sehr widerstands- und anpassungsfähige Lebens- bzw. Wirtschaftsart.

Wie kommt das?

Welche Konstellationen, Konstrukte, Strategien und Überlegungen geben bei den EntscheidungsträgerInnen den Ausschlag für die Aufrechterhaltung der familialen, bäuerlichen Betriebsführung.

Mit der Beantwortung dieser Frage werde ich mich im Folgenden auseinandersetzen.

Der zentrale Anspruch dieser Arbeit ist nicht der Entwurf einer allgemein gültigen Theorie über eine spezifische Lebensart, sondern lediglich die Darstellung realer bäuerlicher Lebensentwürfe und Lebensrealität anhand von ausgewählten Fallbeispielen. Diese vielfältigen Gestaltungsformen werden im Detail nur sichtbar, wenn man sich mit den Menschen als soziale Wesen, aber auch als autonom handelnde, den eigenen Rationalitätskonzepten folgende Individuen beschäftigt. Die Beantwortung der Frage nach den Grundmotivationen der Betriebs- und Lebensgestaltung erfolgt nicht wie oftmals üblich auf deduktivem Weg sondern induktiv durch die Analyse der Aussagen der befragten LandwirtInnen.

Bei dieser Arbeit handelt es sich explizit um eine Reanalyse eines Teiles des in St. Georgen erhobenen Forschungsmaterials, daher möchte ich kurz auf das Zustandekommen der Forschungsdaten eingehen. Wie bereits erwähnt wurde die Erhebung im Rahmen einer Lehrfeldforschung des Institutes für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien durchgeführt. Konkret waren 26 Studierende des Faches, wissenschaftlich betreut durch Gertraud Seiser, im Einsatz und haben diese Fülle an Daten in einem dreiwöchigen sehr intensiven Feldaufenthalt erhoben.

Die Erhebung des Datenmaterials wurde auf mehreren Ebenen, sowohl quantitativ als auch qualitativ, durchgeführt.

Der Anspruch im Bereich der quantitativen Ebene war es eine Vollerhebung aller Betriebe im Gemeindegebiet St. Georgen durchzuführen. Zu diesem Zweck wurden alle im Jahr 2008 registrierten gewerblichen und landwirtschaftlichen Betriebe bei der Ausgabe der Fragebögen berücksichtigt. Die Rücklaufquote betrug im Gewerbebereich 24 Fragebögen (58,8%), und im landwirtschaftlichen Bereich 146 Fragebögen (64,6%).

Auf der qualitativen Erhebungsebene, dessen gesammeltes Material und Untersuchungsergebnisse auch für diese Arbeit zentral sind, wurden Befragungen mit ExpertInnen (neun regionale und 35 lokale Spezialisten), und BetriebsleiterInnen (24 gewerbliche und 114 landwirtschaftliche Betriebsoberrhäupter⁴) durchgeführt (vgl. Seiser 2009: 7f).

Da sich mein Forschungsinteresse auf spezielle Lebensaspekte der bäuerlichen Bevölkerung konzentriert, wurden von mir lediglich die qualitativen Interviews aus dem Agrarbereich für diese Arbeit herangezogen.

Die erste Sichtung des Interviewmaterials erfolgte zu einem Zeitpunkt, zu dem das Thema meiner Arbeit noch nicht fixiert war. Also schöpfte ich zu Beginn aus dem Vollen (Interviewpool) und versuchte auf diese Weise ein Gespür für das „Material“ zu entwickeln.

Durch intensives „Behören“ der Interviews, die mittels der Technik einer leitfadengeführten Befragung entstanden sind und dadurch trotz differenter Aussagen vergleichbare Inhalte aufweisen, setzte ein beinahe automatischer, unbewusst ablaufender Prozess der Clusterung und Selektion von Informationen ein.

DeWalt und DeWalt (2011) beschreiben diesen Vorgang der intensiven Beschäftigung mit dem „Rohmaterial“ wie folgt:

„Like much oft the rest of the activities related to participant observation, the analysis of field notes is an iterative process. The fundamental techniques are reading, thinking, and writing; and rereading, rethinking, and rewriting. Frankly, there is no substitute for reading and rereading field notes and trascripts, [...].“
(DeWalt/DeWalt 2011: 179)

Mein anvisiertes Ziel war die Identifizierung meiner Baustoffe um in einem nächsten Schritt die systematische Aufbereitung und Bereitstellung des Stoffes für den Bau meines Gedankengebäudes zur Verfügung zu haben.

„analysis does three things: It brings order to the piles of data [...].

It turns big piles of data into smaller piles of crunched or summarized data.

It permits the ethnographer to discover patterns and themes in the data to link with other patterns and themes.“ (Le Compte and Schensul 1999: 3; zitiert nach: DeWalt/DeWalt 2011:179)

⁴ Aufgrund einer gewissen Familiendynamik sind die Interviews im landwirtschaftlichen Bereich oft in Anwesenheit und mit der Beteiligung mehrerer Personen durchgeführt worden.

Das analytische Gerüst bietet mir die Extended Case Methode (Erweiterte-Fall-Methode).

Diese von Max Gluckman in den vierziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts als eine methodische Ergänzung zu den damals vorherrschenden strukturfunktionalistischen Ansätzen (Radcliffe- Brown) entwickelte Methode (vgl. Rössler 2003: 144) schien mir das geeignete Werkzeug für den Aufbau meiner Konstruktion.

Auch deshalb da der Fokus, wie Gluckman (1955) selbst schreibt nicht auf eine „abstrahierende Struktur“ sondern auf: „[...] das alltägliche Handeln konkreter Personen in der sozialen Praxis“ gelegt wird. (Rössler ebd.) und des Weiteren die „ECM definiert [ist] als die detaillierte Untersuchung spezifischer Ereignisse oder Ereignisketten, aus denen sich generelle theoretische Prinzipien ableiten lassen“ (Mitchell 1983: 192 in Rössler 2003: 144).

Der kritischen Auseinandersetzung der Soziologie mit diesem Ansatz als einen, dem es nicht möglich ist makroskopische Prozesse darzustellen, entgegen van Velsen (1967) und Garbett (1970), dass sich:

„[...] diese Methode [...] ja gerade bewusst vom Makromodell weg hin zu exemplarischen Akteuren und ihren Handlungen auf der Mikroebene orientierte. Vielmehr geht es also um bewusst nach räumlichen und zeitlichen Kriterien definierte Ausschnitte der alltäglichen Praxis, die intensiv untersucht werden, und zwar nicht als geschlossene Einheiten, sondern im Sinne von sozialen Prozessen innerhalb eines offenen analytischen Feldes.“ (Rössler 2003: 149f)

Dies erfolgt mit dem Anspruch „allgemeine Aussagen“ und „generelle theoretische Prinzipien“ ableiten zu können (vgl. Rössler 2003: 150 in Beer 2003).

Auf Basis dieser Arbeitsgrundlagen folgt nun ein kurzer Überblick zum Aufbau meiner Arbeit.

Der **erste** Teil der Arbeit versucht den Kontext in dem wir uns hier bewegen näher zu beschreiben. Ausgehend von einer allgemeinen geschichtlichen Entwicklung der Landwirtschaft in Österreich wird in weiterer Folge auf das Gebiet des Mühlviertels (geografische, demographische und wirtschaftliche Aspekte) und auf das konkrete Forschungsgebiet, das sich im Gebiet der Mühlviertler Alm befindet, fokussiert. Der historische Einblick ist bewusst sehr breit, in regionaler wie zeitlicher Dimension

angelegt, um einen Einblick in die Entwicklungsgeschichte der Landwirtschaft mit all den zu überwindenden Widrigkeiten bis hin zu einem selbstbestimmten Wirtschaften nachzuzeichnen, mit der Intention den LeserInnen einen Zugang zur Geschichte der habituisierenden Faktoren in diesem Feld zu ermöglichen.

Im **zweiten** Teil meiner Diplomarbeit werde ich mich mit theoretischen Arbeiten auseinandersetzen, die sich thematisch mit den für die anschließende Analyse wichtigen Fragen beschäftigen. Die behandelten Themenbereiche sind *Hofübergabe und Generationenwechsel*, Dimensionen des *Erwerbswechsels* und *das Konzept der „Landwirtschaftsstile*. Die Überleitung in diesen Teil des Theoriekapitels, der einen *relativ neuen Ansatz in der Agrarsoziologie darstellt (van der Ploeg 2003)*, erfolgt durch eine Auseinandersetzung mit theoretischen Debatten über den Agrarstrukturwandel und die Zukunft der Landwirtschaft im vorangehenden Abschnitt.

Der empirische Teil stellt den **dritten** Abschnitt der Arbeit dar. Hier werden basierend auf dem Interviewmaterial das in St. Georgen am Walde erhoben wurde, Fallbeispiele vorgestellt. Diese Fallbeispiele versuchen die Situation von drei unterschiedlich motivierten und different geführten bäuerlichen Familienbetrieben darzustellen, die mit unterschiedlichen familialen und ökonomischen Grundbedingungen in derselben Region leben und wirtschaften.

Der **vierte** und letzte Teil befasst sich mit der Analyse der Fallbeispiele. Hierzu werden die in den vorangegangenen Kapiteln dargelegten theoretischen Zugänge zu diesem Thema herangezogen und auf deren Gehalt und Gültigkeit für die Erstellung der Analyse und zur Beantwortung der Eingangsfrage „wieso gibt es sie noch?“ und „welche Konstellationen, Konstrukte, Strategien und Überlegungen geben bei den Entscheidungsträgern den Ausschlag für die Aufrechterhaltung der familialen bäuerlichen Betriebsführung“, überprüft.

Kontext

Geschichte der Landwirtschaft

Hinweise auf bäuerlichen Kulturen auf dem Gebiet des heutigen Österreichs finden sich schon im 6. Jahrtausend v. Chr. (Urban 2000: 61). Aus der Römerzeit sind bereits schriftliche Dokumente vorhanden. So berichtet Eugippius (*ca. 465; † 533) über die Menschen im Gebiet „Noricum“, dass diese ihr Land selbst bestellen und keine Sklavenwirtschaft betreiben (Eugippius 1999).

Nach dem Abzug der Römer war das Gebiet des heutigen Österreich dünn besiedelt. Mehrere unterschiedliche Gruppen bildeten jeweils geographische Geltungsbereiche aus. Diese hatten auch jeweils spezifische Ausprägungen in wirtschaftlicher und rechtlicher Hinsicht. Ende des 6. Jahrhunderts siedelten die Baiern⁵ zwischen Lech und Enns, von wo sie sich ausbreiteten. Im Südosten befanden sich slawische Siedler, die sich nach dem Abzug der Langobarden nach Italien im Südosten niederließen. Ebenso waren Franken, Alemannen, Awaren und Magyaren in diesem Gebiet.⁶

Obwohl über den Beginn der Grundherrschaft, also der Verfügungsgewalt des Grundherren über Grund und Boden⁷ und die Abhängigkeit der darauf lebenden Menschen, in der Literatur keine Einigkeit besteht, da es diese schon bei den Römern gab und angenommen werden kann, dass sie bereits bei den im österreichischen Raum siedelnden Illyrern bestanden hatte, ist klar, dass Baiern und Franken die Systeme der Grundherrschaft schon vorfanden (vgl. Krammer u. Rohrmoser 2012: 13).

Die sich ab dem Frühmittelalter herausbildende Ständeordnung als Ausdifferenzierung der Bevölkerung nach Berufsgruppen in Klerus, Adel, Bürgern und Bauern, bedeutete ein sehr starres gesellschaftliches Zuschreibungssystem von spezifischen Rechten und Pflichten, dem durch das „Prinzip der Ebenburt“⁸ nicht, oder nur unter Ausnahmen, zu entkommen war. Die Zugehörigkeit zum Stand bestimmte neben der Rechtsstellung des Einzelnen auch über Lebensbereiche wie der Möglichkeit zur Wahl des Ehepartners,

⁵ Die Schreibweise „Baiern“ ist die ältere. Hingegen geht die gegenwärtige Schreibweise mit „y“ auf einen Beschluss des König Ludwig I., vom 20. Oktober 1825 zurück.

⁶ Da die jeweiligen Besiedlungszeiten und –gebiete in dieser Arbeit nicht von Bedeutung sind, verweise ich in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten von Krammer u. Rohrmoser (2012: 12),

⁷ Darin beinhaltet war sowohl Verwaltungs-, als auch Gerichtsfunktion.

⁸ „Ebenburt: Bezeichnung für die gleichwertige Herkunft mehrerer Rechtspersonen, führt zur Standes- und Rechtsgleichheit [...]“ (Olechowski et al. 2010: 102)

Berufswahl, Kleidervorschriften, dem Recht Waffen zu tragen, Steuer- und Abgabepflichten usw.⁹ (vgl. WAG 2011:15).

Dem mit den geringsten Rechten ausgestattete Stand, dem Bauernstand, gehörte die bei weitem größte Bevölkerungsgruppe, von schätzungsweise 80-90 %, an. Von diesen wiederum konnten sich nur in wenigen Gebieten, etwa in Salzburg, Tirol und Vorarlberg, freie Bauernstände behaupten. Dieses „freie“ Bauerntum unterstand direkt dem König und Landesfürsten und durfte sowohl politische Rechte wahrnehmen, als auch Waffen tragen. Entgegen diesen Privilegien war der größte Teil der Bauern in Grundherrschaften organisiert und diesen in rechtlicher, politischer und wirtschaftlicher Weise unterworfen. Die Grundherrschaften teilten sich in Rustikalland und Dominikalland. Das Rustikalland war den Bauern zur eigenständigen Bewirtschaftung überlassen. Allerdings war dafür eine Abgabe, die sogenannte Bodenleihe, an den Grundherren zu entrichten. Dieses Rustikalland konnte zur Nutzung weiter vererbt werden, wie auch das Recht bestand, dieses gegen Dritte zu verteidigen, sowie mit Zustimmung des Grundherren, dieses zu veräußern und zu verpfänden (ebd. 16). Das Dominikalland gehörte lediglich dem Grundherren, also wurde auch dessen Nutzung ausschließlich durch diesen selbst bestimmt. Zur Umsetzung dieser Nutzung kam Bauern die Pflicht bzw. der Zwang zum Frondienst zu. Die Dauer dieser Frondienste bestimmte entscheidend über den jeweiligen materiellen Besitz der Bauern. Die diesbezüglichen Verschlechterungen führten im 16. und 17. Jahrhundert zu Aufständen und Bauernkriegen. Erst im absolutistischen Staat des 18. Jahrhunderts wurden dann gezielt Maßnahmen zur Kontrolle der Grundherrschaft getroffen (vgl. ebd.15f).

Während im Mittelalter in den Gebieten Nieder- und Oberösterreich, der Steiermark und Kärnten das Rustikalland die dominante Organisations- bzw. Bewirtschaftungsform war, herrschte im damals zu Ungarn gehörigen Burgenland das Dominikalland vor.

Ebenso verschwand die Leibeigenschaft in den Gebieten des heutigen Österreichs mit Ausnahme des Burgenlandes bereits im 13. Jahrhundert und wandelte sich in die Rechtsstellung der „Grundholden“, die durch ein sogenannte „gemäßigte Untertänigkeit“ gekennzeichnet war (ebd. 16).

⁹ Da die Stände in ihren jeweiligen Ausprägungen auch Regional differenziert waren, empfiehlt sich zur genaueren Untersuchung der Bedeutung der Stände für das hier behandelte Thema das Buch: *Die Stände des Landes ob der Ens* (Eder 1926).

„Sie durften ohne Erlaubnis des Grundherren weder die Grundherrschaft verlassen (*Schollengebundenheit*) noch einen anderen Beruf wählen; für die Eheschließung sowie auch für alle bedeutsameren Rechtsgeschäfte benötigten sie die Zustimmung des Grundherrn.“ (WAG 2011: 16)

Trotz der feudalen Abhängigkeit bildeten sich bereits ab dem 13. und 14. Jahrhundert gewisse Formen der Selbstorganisation heraus. Durch verschiedene soziale und materielle Faktoren zusätzlich zu den Frondiensten kam es zunehmend zu Spannungen, die in mehreren Gebieten zu Unruhen und ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu den Bauernkriegen führten. Dazu zählten vor allem der durch die spätmittelalterliche Agrarkrise verfallende Getreidepreis, die ab etwa 1490 wieder steigenden Forderungen der Grundherren und des entstehenden Staates nach Abgaben und Wehrverpflichtung und nicht zuletzt das erstarkte Selbstbewusstsein der Bauernschaft (Bamberger et al. 1995: 89).



Bild: Bauernkrieg 1596; *Bestrafung der aufständischen Bauern Niederösterreichs, 1597. Kolorierter Holzschnitt (Heimathaus, Freistadt, OÖ)*

Unter Maria Theresia (1717-1780) begannen sich die Wogen zu glätten. Es kam zur staatlichen Reglementierung der Abgaben und ein Kataster zum Verzeichnis der Dominikal- und Rustikallandgebiete wurde angelegt, was die unrechtmäßige Aneignung von Rustikalland erschwerte.

Joseph II (1741-1790) hob 1781 die Leibeigenschaft auch in den übrigen Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie auf.

Durch die ab 1770 einsetzende Agrarrevolution verbesserten sich im 18. Jh. die Produktionserträge und führten auch in gesamtökonomischer Hinsicht zu einem Aufschwung. Allerdings bedeutete dieser Aufschwung auch eine Krise für viele Bereiche bereits bestehender Wirtschaftsformen. So geriet etwa die eigene Textilproduktion durch den Import billigerer Ware unter Druck. Im Zuge der industriellen Revolution verschwanden Zuerwerbsmöglichkeiten und der Bauer wurde dadurch ausschließlich zum Agrarproduzenten. Nach der schweren Agrarkrise zwischen 1815 und 1835 stabilisierte sich die Lage der Bauern allerdings wieder ein wenig (vgl. Bamberger et al. 1995: 89ff).

Der darauffolgende Zeitabschnitt von ca. 1848 bis etwa 1890 wird von Krammer und Rohrmoser (2012: 150) als „liberalkapitalistische Phase“ bezeichnet.

Ab dem 18. Jahrhundert kam es zu schrittweisen Lockerungen der rechtlichen und wirtschaftlichen Abhängigkeit der Bauern von ihren Grundherren und die Grundherrschaft wurde schließlich durch die Revolution von 1848 endgültig beseitigt. Die Bauern erhielten damit auch das Recht Grund und Boden verkaufen, verpachten und vererben zu können, nachdem sie eine Entschädigung an den Vorbesitzer, also den Grundherren, geleistet hatten. Diese abzugeltenden Verpflichtungen machten in der Regel 2/3 des Grundwertes aus und waren über eine Dauer von 40 Jahren abzuleisten. Ebenso bestand von nun an für Bauern das Recht sich verschulden zu können¹⁰ (vgl. Bamberger et al. 1995: 89ff)

Diese Entwicklung führte einerseits zu einer Migrationsbewegung vom Land in die Städte und begünstigte dort die Entstehung der Arbeiterklasse, andererseits kam es auch zur Gründung von Gemeinden, Bezirksverwaltungen und Gerichten durch den Staat, die neue Verwaltungsstrukturen darstellten.

¹⁰ 1848 wurden die Grundherrschaften aufgelöst, und in der Folge die Abgeltung für die Grundherren seitens ihrer ehemaligen Untertanen gesetzlich genau festgelegt. Für die Umsetzung dieser Gesetze wurde im Oberösterreich, für den Zeitraum von 1849 bis 1853 eine Grundentlastungs-Landeskommission eingerichtet (vgl. Oberösterreichisches Landesarchiv o.J.)

„Die Folgen der Befreiung waren für die Bauern nicht nur positiv, denn an die Stelle der grundherrlichen Abgaben traten Steuern des Staates [...]. Die erste Generation kannte auch die marktwirtschaftlichen Bedingungen nicht, nach 1868 entstanden durch Teilungen viele kleine, kaum lebensfähige Betriebe, so daß die Verschuldung wuchs. Erst die darauf folgenden Generationen konnten den Niedergang des Bauernstandes abwenden und durch Genossenschaften neue Marktorganisationen schaffen.“ (Bamberger et al. 1995: 90)¹¹

1853 führte die Aufhebung der sogenannten Servitutenregelung, durch welche die traditionellen Nutzungsrechte des Waldes oder der Almen geregelt waren, zu neuerlichen Umwälzungen und Konflikten. Dies bedeutete besonders für die Wald-Bauern einen großen ökonomischen Einschnitt und erschwerte ihren Zugang zur Forst-Alm- und Jagdwirtschaft.¹²

Eine der größten Änderungen stellte 1868 die liberalisierte Erbrechtsgesetzgebung, und die damit einhergehende Liberalisierung des Bodenverkehrs dar. Das ältere Erbrechtsgesetz war auf zwei Prinzipien aufgebaut: Das Bauerngut durfte nur einem Erben übergeben werden und die „Hinauszahlung“ der weichenden Erben sollte die Existenz des Betriebes nicht gefährden. Erbteilung war nur durch vorherige behördliche Genehmigung möglich, und eine Zersplitterung durch Parzellenverkäufe war verboten. Durch die Liberalisierung der Gesetzgebung wurden diese Beschränkungen aufgehoben (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 51). „Das Bauernland wurde mobilisiert, der Boden wurde zur Ware“ (Krammer/Rohrmoser 2012: 51).

„Wer eine Parzelle am besten bewirtschaften kann, werde für sie den höchsten Preis bieten können; bei voller Verkehrsfreiheit werde daher schließlich jede Parzelle in die Hand des besten Wirtes übergehen und dadurch die Produktivität der Land- und Forstwirtschaft aufs höchste entfaltet werden.“ (Bauer 1925: 120)

Der Liberalismus brachte nicht nur neue Rechte sondern auch die Herausforderung mit den neuen Bedingungen umgehen zu können. Er führte ab den 1880er Jahren zu einer sprunghaft steigenden Verschuldung und Zwangsversteigerung von bäuerlichen Gütern.

„Diese neue Regelung des Bodenverkehrs hatte verheerende Auswirkungen für die Landwirtschaft. Die Folge war eine Zersplitterung des Besitzes und eine

¹¹ Eine ähnliche Situation, wenn auch in unterschiedlichem historischen und geographischen Kontext, zeigt Pierre Bourdieu in seiner Studie *Die zwei Gesichter der Arbeit* (Bourdieu 2000), in der beschrieben wird, mit welchen Problemen die algerischen Bauern sich konfrontiert sahen, als sie durch die französische Kolonisation mit einer Wirtschaftsweise konfrontiert wurden, die jenseits der bisherigen Logik ihres praktischen Lebensumgangs lag.

¹² Otto Bauer hat diesem Thema besondere Bedeutung zugemessen und in seiner Arbeit *Kampf um Wald und Weide* (1925) ausführlich behandelt.

Überschuldung der Hoferberben durch die Erbabfindungslasten.“ (Krammer/Rohrmoser 2012: 51)

Ausgehend von diesen Bedingungen entstanden ab diesem Zeitpunkt Interessensorganisationen zur bäuerlichen Bildung, wirtschaftlichen Förderung und zur politischen Artikulation. „In Abwehr gegen den Liberalismus formte sich aus konservativen, aber auch nationalistischen Ideen das Bild des konservativen, seinen „Werten“ und der „Heimat“ treuen, unveränderlichen Bauern auf seiner „Scholle“ [...].“ (Bamberger et al. 1995: 90).

Für die Autoren Krammer und Rohrmoser wird hier die beginnende „Schutzphase“ der Landwirtschaft eingeleitet.

Durch den Aufstieg der Arbeiterbewegung sah das Bürgertum den Fortbestand der kapitalistischen Wirtschaftsweise gefährdet und versuchte daher die Bauern als Bündnispartner zu gewinnen. Dies verlangte jedoch das Errichten von Schutzmaßnahmen zum breiten Erhalt des Bauernstandes.

Die Schutzmechanismen bestanden in der Förderung des bäuerlichen Genossenschafts- und Kreditwesens und der Einführung von Schutzzöllen für Agrarprodukte. Im Jahr 1931 wurden diese Schutzmechanismen noch mit dem Beschluß über die landwirtschaftliche Marktordnungen erweitert (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 151).

Diese protektionistische Zollpolitik hatte jedoch eine selektive Wirkung, da sie hauptsächlich die Getreide produzierenden Großbauern begünstigte und die viehhaltenden Klein- und Mittelbetriebe durch erhöhte Produktionskosten benachteiligte (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 64ff).

Innerhalb der Landbewirtschaftler kam es infolge dessen immer wieder zu Konflikten zwischen Gruppen unterschiedlicher sozialer, politischer und ökonomischer Stellung, die in bestimmten Bereichen bis in die heutige Zeit aktuell geblieben sind.¹³

Die Schutzpolitik erfüllte ihre Funktion nur für Teile der Bauernschaft. Die Folgen der protektionistischen Politik bestanden bei vielen der kleinen und mittleren Betriebe in einer Überschuldung. Durch die zunehmende Bürokratisierung des Agrarsektors verlor die große Masse der Klein- und Mittelbetriebe immer mehr an Einfluss auf die Entscheidungen innerhalb ihrer eigenen Genossenschaften, und es entstand ein Abhängigkeitsverhältnis von den Institutionen der Standesvertretung sowie von den Landwirtschaftskammern und dem Bauernbund. Dieses Abhängigkeitsverhältnis

¹³ Aktuell (Oktober 2012) werden die Gespräche über die künftige Neugestaltung und Ausbezahlung der flächenbezogenen Einheitlichen Betriebsprämie (EBP) geführt.

verstärkte sich noch zusätzlich mit der Einführung der EU Direktzahlungen, die durchaus als Fortführung dieser Schutzpolitik verstanden werden dürfen. (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 151).

„Zusammenfassend kann [für diese Schutzphase] festgestellt werden, dass die Ursachen der Verspätung kapitalistischer Entwicklungstendenzen in der Landwirtschaft primär nicht technisch-organisatorischer, sondern politisch-ökonomischer Natur sind. Die Bourgeoisie benötigt die Bauern in ökonomischen und politischen Krisensituationen primär als Loyalitätspotenzial, und sie trachtete aus diesem Grund, die Zahl der Bauern und ihre vorkapitalistischen Werte zu erhalten.“ (Krammer/ Rohrmoser 2012: 151)

Für die Beschreibung der Ereignisse in der von Krammer und Rohrmoser als „Integrationsphase“ definierten Zeitspanne ab 1950, werde ich mich inhaltlich ausschließlich auf ihr Buch „Im Kampf um ihre Rechte“ beginnend mit dem Kapitel zwölf „Landwirtschaft und Bauern in der Zweiten Republik“ beziehen.

Die großen Transformationsprozesse und die weitestgehende Integration der landwirtschaftlichen Produktion in das kapitalistische Wirtschaftssystem fand in Österreich zu Beginn der 1950er Jahre statt. Diese Integrationsphase ist dadurch gekennzeichnet, dass zwei widersprüchliche ideologischer und politische Strategien verfolgt wurden, die je nach den jeweiligen Bedingungen abwechselnd dominierten. Die eine Strategie verfolgte die Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit der Landwirtschaften mit dem Effekt des „Wachsens und Weichens“. Die andere Strategie hatte den Erhalt der bäuerlichen Landbewirtschaftung und somit den „Bauernschutz“ zum Ziel (ebd. 140).

Im Anschluss daran folgte die „Wiederaufbau und Stabilisierungsphase nach dem Zweiten Weltkrieg (1945-1953)“. Vorrangiges Ziel in dieser ersten Phase des Wiederaufbaues war es, die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln sicherzustellen. Trotz Beibehaltung des Ablieferungszwanges und einer rationierten Lebensmittelzuteilung konnte die Eigenversorgung bei weitem nicht erreicht werden. Die Versorgungssicherheit konnte nur mit Hilfslieferungen seitens der Alliierten sichergestellt werden. Mit dem Inkrafttreten des Marshall-Plans 1949 wurde die österreichische Landwirtschaft zusätzlich mit Mitteln zur Produktionssteigerung wie Futtermittel, Maschinen und Saatgut versorgt.

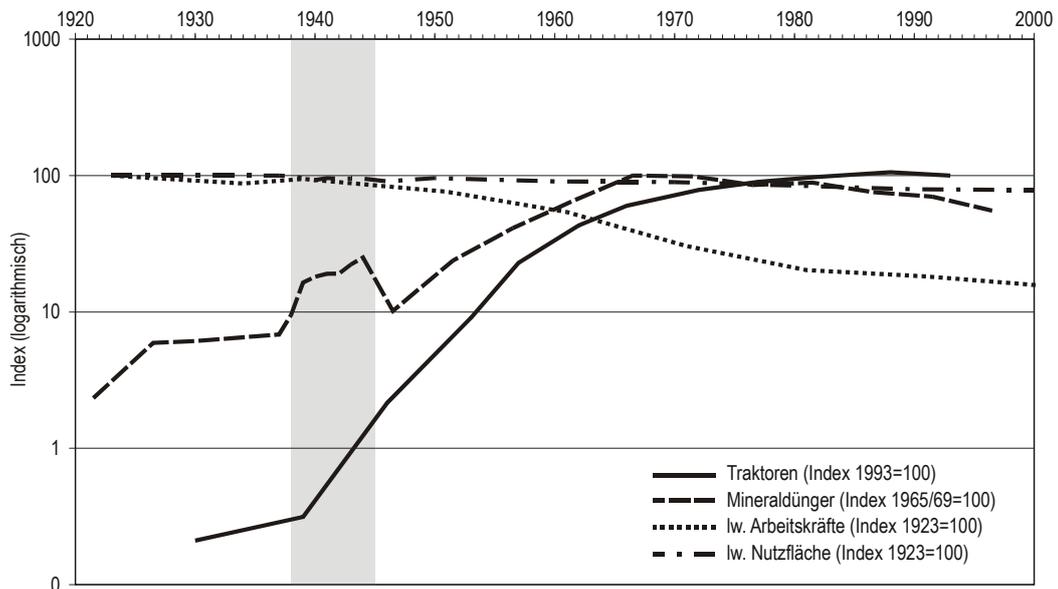
In dieser Zeit kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wurde politisch-strategisch auf die Rückbesinnung und die Festigung der traditionellen „Bauertumsideologie“ abgezielt.

„Der freie Bauer, der Familienbetrieb, auch das kleine bäuerliche Eigentum wurden so zu Leitbildern der landwirtschaftlichen Interessenpolitik und damit der Agrarpolitik“ (ebd. 141). Es war das Ziel den Bauern wirtschaftlichen und moralischen Rückhalt zu geben und so die Produktion landwirtschaftlicher Güter anzukurbeln und sicherzustellen. Krammer und Rohrmoser äußern hier eine strategische und bewusste Anbindung seitens der Politik an die alten Symboliken und ideologischen Leitbilder des Bauerntums als „Ernährer der Nation“. Die Resonanz diese Muster wird auch in den kommenden Phasen noch spürbar sein (ebd. S 140ff).

Mit dem Beginn der „Expansive[n] Intensivierungsphase (1953 bis 1961)“ hatte das Wirtschaftswachstum voll eingesetzt, und die Zahl der benötigten Arbeiter in den Industriebetrieben stieg stetig. Die Landarbeiter wanderten in die Ballungszentren und wurden nun zu Industriearbeitern. „Zwischen 1951 und 1960 verließen mehr als ein Drittel der unselbständig Beschäftigten die Landwirtschaft“ (Krammer/Rohrmoser 2012: 141). Gleichzeitig wurde die landwirtschaftliche Produktion im Zuge der ersten großen Mechanisierungswelle durch den Einsatz von Mineraldünger und die Züchtung ertragreicherer Sorten fast verdoppelt. Dies entsprach genau der strategischen Ausrichtung der Agrarpolitik, nämlich den Selbstversorgungsgrad zu steigern und die Landwirtschaft auf rationalisierte und mechanisierte Beine zu stellen. Der damit einhergehende Strukturwandel wurde zwar kritisiert, aber allgemein akzeptiert. Auch stand die forcierte „Bauerntumsideologie“ und das Leitbild des autonomen, traditionellen bäuerlichen Familienbetriebes, dieser Entwicklung zu dem Zeitpunkt noch nicht im Wege.

Das änderte sich erst am Ende dieser Phase zu Beginn der 1960er Jahre, als die Selbstversorgung gesichert war und die Ersten strukturellen Überschüsse in der landwirtschaftlichen Produktion anfielen (ebd. 141ff).

Technischer Wandel im österreichischen Agrarsystem im 20. Jahrhundert



Quelle: Langthaler (2009), 823

Anmerkung: Der graue Bereich markiert die „Sattelzeit“ der nationalsozialistischen Ära

Diese Grafik beschreibt einige Produktionsfaktoren in der Landwirtschaft und deren Verhältnisverlauf. Auffallend in Bezug auf den Arbeitskräftebesatz ist der Zeitabschnitt von ca. 1950 bis in die 1960er Jahre, da hier trotz der abnehmenden Zahl landwirtschaftlicher Arbeitskräfte durch eine technische, züchterische und chemische Intensivierung die ersten landwirtschaftlichen Überschüsse produziert werden. In diese Zeit fiel auch die Etablierung der sozialpartnerschaftlichen Agrarmarktregelung über die Marktordnungs- und die Landwirtschafts- Gesetzgebung.

Diese Entwicklung stellte einen Wendepunkt in der Rezeption von landwirtschaftlicher Produktion, sowohl in Bezug auf die innere als auch die äußere Wahrnehmung dar, und leitete gleichzeitig fließend in die „Intensivierungsphase unter Angebotsdruck: Unternehmerideologie zur Rechtfertigung des „Wachsens und Weichens“ (1961 bis 1971)“ (Krammer/Rohrmoser 2012: 142) über.

Mit der zunehmenden Überproduktion entstand als neuer Kostenfaktor jener der Überschussverwaltung und Lagerung. Damit einher ging ein Realpreisverlust der Agrarwaren und folglich stieg der Druck auf das Bauerneinkommen. Hiervon war vor allem der Milch- und Getreidesektor betroffen. Kleine und mittlere Wirtschaften, die sich ökonomisch nicht behaupten konnten, fielen dem Strukturwandel zum Opfer. Um

diese Veränderungen in der Agrarstruktur rechtfertigen und beschreiben zu können, so die Autoren Krammer und Rohrmoser, musste die Agrarpolitik neue Leitideen und Symboliken für die Landwirtschaft entwickeln und propagieren (vgl. Krammer 1995). Das brüchig gewordene traditionelle Leitbild des Bauernstandes als stabile und sichere Lebenssäule der Gesellschaft wurde durch den Bauern als rational, ökonomisch agierenden Unternehmer ersetzt.

„Für die Agrarpolitik wurden die technokratischen Ideen, die vorwiegend von Agrarökonomen vertreten wurden, entscheidend. Diese interpretieren den Strukturwandel nicht als Gefahr oder als vorübergehende oberflächliche Erscheinung, sondern als einzige und notwendige Lösung, um dem Problem der strukturellen Überschüsse und nachhinkenden [Bauern]Einkommen gerecht zu werden. Mit einer Politik des „Wachsens und Weichens“ lassen sich Ungleichgewichte am Markt beseitigen als auch die Einkommensziele der Landwirte erreichen.“

(Krammer/Rohrmoser 2012: 143)

Auf diese Zeit des Umbruchs ist wohl auch das von mir in der Einleitung erwähnte Dogma des „Intensivierens der landwirtschaftlichen Produktion bei gleichzeitigem Wachstum der Betriebe als Strategie zur Absicherung des Fortbestandes der eigenen Lebensart“ in den Agrarwissenschaften und in der Folge auch im landwirtschaftlichen Ausbildungssektor zurückzuführen.

Seit Beginn der industriellen Revolution sinkt der Anteil der Bauern an der Gesamtbevölkerung. Im Gegensatz zur traditionellen Bauerngesellschaft mit einem hohen Grad an Selbstversorgung ist der heutige Bauer ein fast ausschließlicher Produzent für einen ökonomischen Markt. Die seit dem 2. Weltkrieg fallenden Agrarpreise und der damit einhergehende Anstieg der Produktionskosten haben zu einer Intensivierung der Produktion und einer ab den 1950er-Jahren kontinuierlich sinkenden Zahl von landwirtschaftliche Betrieben geführt. Dennoch sind weder die Prognosen von liberaler Seite, wie von Albrecht Daniel Thaer, noch von sozialistischer, wie von Karl Kautsky formuliert, eingetroffen, die beide ein Verschwinden der kleinen Familienbetriebe prognostiziert hatten (vgl. Langthaler 2006).

Mühlviertel und St. Georgen am Walde

Das Mühlviertel ist jener nördlich der Donau liegende Teil Oberösterreichs, der im Norden durch Tschechien im Osten durch Niederösterreich und im Westen durch Bayern begrenzt wird. Das Mühlviertel wird in die vier Bezirke Freistadt, Perg, Rohrbach und Urfahr-Umgebung gegliedert. Das Gebiet umfasst eine Fläche von 3080 Quadratkilometer, gehört zur der Böhmisches Masse und besteht aus dem dafür typischen Granit- und Gneishochland.

Im unteren Mühlviertel, im Bezirk Perg, liegt die Marktgemeinde St. Georgen am Walde. Wie Schachenhofer (1996: 47) ausführt, wurde St. Georgen am Walde zum ersten Mal in der Stiftsurkunde vom 16. Mai 1147 erwähnt. Bis ins 12. Jh. gehörte die Gemeinde noch zu Baiern, zählte aber dann zum Fürstentum Österreich. Im Jahre 1386 wird für den Ort die Bezeichnung „Kirchenweiler“ angeführt. „Dieser Name stand für die Region der Einzelhofgebiete. Er stellte den Mittelpunkt einer Streusiedlung dar“ (ebd. 48). Seit 1490 gehört St. Georgen am Walde zum Fürstentum „ob der Ens“.

Durch die im 13. und 14. Jahrhundert entstehende Dreifelderwirtschaft vergrößert sich der Ort und entwickelt sich zu der damals typischen Form bestehend aus Ortskern, Pfarrgrenze und Aufteilung zwischen Wald so wie landwirtschaftlicher Nutzfläche (vgl. Sandgruber 1996). Die charakteristischen Formen der Wirtschaftseinheiten waren zunächst kleine Gebäude, sogenannte „Häusl“, in denen der gesamte Lebens- und Arbeitsbereich einen nicht von einander getrennten Bereich bildete. Daraus entstanden mit der Zeit die Mühlviertler Varianten von Dreiseithöfen, eine Hofbauweise, nach der die Gebäude drei Seiten eines rechteckigen Hofes einnehmen, die vierte durch ein Tor begrenzt ist (vgl. Ulm 1971).

Aufgrund der schweren Arbeitsbedingungen im Mühlviertel prosperierte die Gegend in wirtschaftlicher Hinsicht nur in kleinem Ausmaße. Vor dem 1. Weltkrieg waren die „Körnerwerke“¹⁴ ein Beispiel für eine durch den zunehmenden Holzbedarf jener Zeit erfolgreiche Verarbeitung der Rohproduktion an Holz (Lipp 1935: 12).

Durch die zu leistenden Abgaben und den Einzug der wehrpflichtigen Männer wurde

¹⁴ Gründung 1919 als Körnerwerke Vereinigte Holz-, Bau- und Industrie AG. Hervorgegangen aus der 1871 gegr. Firma H. Munk & Söhne, deren Dampfsägewerke und Kistenfabriken in Pöchlarn und Gutenbrunn übernommen wurden. 1920 wurde mit der Besitzerin der Herrschaft Rorregg, Gutenbrunn und Persenbeug ein Abstockungsvertrag für 20 Jahre geschlossen, der dem Werk die Verarbeitung von 100.000 Kubikmeter Rundholz pro Jahr sicherte. 1934 wurde der Vertrag aufgelöst, weitere wurden nicht abgeschlossen (vgl. Benecke & Rehse o.J.).

die Wirtschaftsleistung im und durch den ersten Weltkrieg drastisch verringert. Der nach der Wirtschaftskrise beginnende 2. Weltkrieg verursachte im Mühlviertel aufgrund von dessen geringer strategischer Bedeutung relativ wenig Zerstörung. Durch den Anschluss an das nationalsozialistische Deutschland im März 1938 gehörte es juristisch zum „Gau Oberdonau“. Seit der Befreiung durch die Alliierten zählt es wieder zum Land Oberösterreich.

Bereits in der letzten Kriegsphase flohen Flüchtlingsströme in die Region, da diese durch die hohe subsistenzwirtschaftliche Ausrichtung einerseits unbedeutend für den Kriegsverlauf war und andererseits doch die Möglichkeit zur Befriedigung des Nahrungsmittelbedarfs bot. In der russischen Besatzungszone, in die das Mühlviertel später fiel, herrschte Nahrungsmittelmangel (vgl. Erlacher et al. 8f.).

„Trotz aller Bemühungen um wirtschaftliche Förderung der Region kam die Entwicklung des Mühlviertels bis 1955 fast zum Stillstand. Schuld daran trug nicht nur die Politik der sowjetischen Besatzungsmacht, sondern auch die pessimistische Zukunftseinschätzung der mühlviertler Bevölkerung. Angesichts der unsicheren politischen Entwicklung flossen kaum Investitionen in die Industrie. Während in Oberösterreich bald nach Kriegsende Vollbeschäftigung herrschte, litt das Mühlviertel durch die fehlenden Investitionen unter wachsender Arbeitslosigkeit.“ (Bohrmann o.J.)

Nach dem Abzug der Alliierten Truppen im Jahre 1955 wurde das Mühlviertel durch das „European Recovery Program“¹⁵ unterstützt. In wirtschaftlicher Hinsicht wirkten sich in weiterer Folge besonders der Fall des eisernen Vorhangs 1989 und der spätere EU-Beitritt positiv aus.

Aus dem *Oberösterreichischen Sozialbericht* von 2003 (Land Oberösterreich 2009) geht hervor, dass laut OECD das gesamte Hochland des Mühlviertels zu den „ländlich peripheren Gebieten“ gezählt wird, die durch wenig Infrastruktur und geringe Bevölkerungsdichte, niedrige Ausbildung und Löhne¹⁶, wie auch unterdurchschnittliche Einbindung in die restliche Volkswirtschaft gekennzeichnet sind.

Als Probleme der Region zählt Seiser im *Bericht an die Gemeinde St. Georgen am Walde* folgende auf:

„[...] die Region unter spezifischen Problemen. Dazu gehören unter Anderem der andauernde Bevölkerungsschwund, der anhaltende *brain drain*. Primär verlassen

¹⁵ ERP ist die offizielle Bezeichnung des „Marshallplan“ der im Jahr 1948 in Kraft trat.

¹⁶ Schlusslichter bei der Pro-Kopf-Wirtschaftsleistung waren 2007 das Wein- und das Mühlviertel mit 16.500 bzw. 18.100 Euro regionalem BIP je Einwohner.

Siehe: <http://derstandard.at/1263705357884/Wirtschaftskraft-Ballungsraeume-und-Westen-mit-hoehstem-BIP-pro-Kopf>

die gut ausgebildeten Personen im Alter zwischen 15 und 25 die Region. Im landwirtschaftlichen Bereich führt die Aufgabe unrentabler Flächen zur Verwaltung, Höfe stellen die Bewirtschaftung ein, angehende Landwirte werden von ihren Partnerinnen vor die Wahl gestellt, zwischen ihnen und dem Hof zu entscheiden. Die Ortszentren leiden unter einer Ausdünnung der Infrastruktur.“ (Seiser 2009b: 12)

St. Georgen am Walde ist mit einer Fläche von 53,5 Quadratkilometern die größte Gemeinde des Bezirks Perg und liegt auf 787 Metern Seehöhe an den Ausläufern des Böhmerwaldes.

Die Hälfte dieser Fläche (52 %) gehört zum forstwirtschaftlichen Nutzungsbereich (vgl. Hörersdorfer 2010: 50). Der Waldbestand ist fast ausschließlich Mischwald bei dem Fichten einen Hauptanteil von bis zu 80% bilden. Danach sind Buchen, Kiefern und Tannen die häufigsten Baumarten.

Die meisten landwirtschaftlichen Betriebe halten Rinder (Fleischrinder und Milchkühe 1990: 75%), gefolgt von Schweinehaltung (67%). Allerdings ist auch „eine Zunahme an Alternativkulturen, wie dem Anbau von Flachs, Hopfen, Mohn und Heilkräutern in der Region erkennbar.“ (Brückler et al. 5).

Erschwerend für die landwirtschaftliche Produktion in St. Georgen sind neben der nicht ertragsfördernden Bodenbeschaffenheit die häufigen Hangneigungen, der geringe Niederschlag und die geringe Besiedlungsdichte. Aufgrund dieser Bedingungen ist das Gebiet auch als benachteiligtes landwirtschaftliches Gebiet und Berggebiet nach der Verordnung (EG) Nr. 1257/1999 des europäischen Rates eingestuft (ebd.)

Exkurs zum benachteiligten Gebiet:

„Nach Artikel 18 sind Berggebiete Gebiete, die durch eine kurze Vegetationszeit infolge der Höhenlage oder durch eine starke Hangneigung in geringer Höhenlage oder ein Zusammentreffen beider Gegebenheiten benachteiligt sind.“ (Institute for European Environmental Policy 2006: 2)

„Nach Artikel 19 sind andere benachteiligte Gebiete, Gebiete in denen die Aufgabe der Landnutzung droht und der ländliche Lebensraum erhalten werden muss. Sie müssen sämtliche der folgenden Merkmale aufweisen: schwach ertragsfähige landwirtschaftliche Flächen, deutlich unterdurchschnittliche Ergebnisse als Folge geringer natürlicher Ertragsfähigkeit und eine geringe oder abnehmende Bevölkerungsdichte, wobei die Bevölkerung überwiegend auf die Landwirtschaft angewiesen ist.“ (ebd. 2006: 2)

Nach Artikel 20 sind Gebiete mit spezifischen Nachteilen Gebiete, in denen die

Landwirtschaft zur Erhaltung oder Verbesserung der Umwelt, zur Erhaltung des ländlichen Lebensraums und ihrer Eignung für den Fremdenverkehr wegen oder aus Gründen des Küstenschutzes fortgeführt werden sollte. (ebd. 2006: 2f)

Nach Artikel 16 können Landwirte durch Zahlungen zum Ausgleich von Kosten und Einkommensverlusten unterstützt werden, die in Gebieten mit umweltspezifischen Einschränkungen Beschränkungen der landwirtschaftliche Nutzung unterliegen, die auf die Anwendung gemeinschaftlicher Umweltschutzvorschriften zurückgehen (ebd. 2006: 3)

1995 bestanden in der Gemeinde 268 landwirtschaftliche Betriebe, etwas mehr als ein Viertel davon war im Nebenerwerb bewirtschaftet. Die Zahl der Betriebe ist seit dem deutlich rückläufig. Für die quantitative Erhebung im Rahmen des Feldpraktikums 2008 wurden von den Ortsbauern noch 226 Adressen zur Verfügung gestellt, wovon ebenfalls einige die Bewirtschaftung inzwischen eingestellt haben.

Landwirtschaftliche Betriebe: Vergleich der Agrarstrukturerhebungen mit der Erhebung 2008

Erhebungen 1995, 1999, 2008, Betriebe im Haupt- und Nebenerwerb

	Agrarstrukturerhebungen				Erhebung	
	1995		1999		2008	
Haupterwerb	74	27,6 %	76	30,9 %	45	34,1 %
Nebenerwerb	194	72,4 %	170	69,1 %	87	65,9 %
Gesamt	268	100 %	246	100 %	132	100 %

Quelle: Land O.Ö.: <http://www2.land-oberoesterreich.gv.at/statlandwirtschaft/LANDErgebnis.jsp?&GemNr=41119&kat=GEM&landu=Besch&Gemeindeauswahl=> und eigene Berechnungen

Ein weiterer Indikator für die Repräsentativität ist die Hofgröße.

Betriebsgrößen nach Agrarstrukturerhebungen und Erhebung 2008

Durchschnittliche Größe der Betriebe in der Gemeinde St. Georgen (in ha)

	Agrarstrukturerhebungen		Erhebung
	1995	1999	2008
Insgesamt	14,7	15,6	16,9
Haupterwerb	28,7	29,1	30,4
Nebenerwerb	9,5	9,6	11,0

Quelle: Quelle: Land O.Ö.: <http://www2.land-oberoesterreich.gv.at/statlandwirtschaft/LANDErgebnis.jsp?&GemNr=41119&kat=GEM&landu=Besch&Gemeindeauswahl=> und eigene Berechnungen

Regionstypisch ist der hohe Anteil von vergleichsweise kleinen Nebenerwerbsbetrieben, der über lange Tradition verfügt.

Die Tendenz zur Nebenerwerbslandwirtschaft in St. Georgen am Walde ist mit etwa 170 zu 76 im Jahre 1999, auch wenn das Verhältnis zum Haupterwerb etwas zurück gegangen ist, deutlich erkennbar.¹⁷ Wie Erlacher et al. anführen, bedingt sich die Tendenz zum Nebenerwerb aus den geographischen Gegebenheiten von Hügelland, dem hohen Anteil von Waldgebieten, wie auch den klimatischen Verhältnissen (ebd. 51).

Dazu führt Hörersdorfer noch an:

„Ein Kenner der Region erklärt, St. Georgens Nebenerwerbsbetriebe seien im Bezirksdurchschnitt kleiner strukturiert, was geschichtlichen Hintergrund habe, denn durch den hohen Anteil an Herrschaftsholz lebten hier viele Holzknechte, die als Selbstversorger zwei Kühe hatten, so seien viele kleine Höfe entstanden [...].“ (Hörersdorfer 2010: 36)

Für landwirtschaftliche Vollerwerbstätigkeiten eignen sich aufgrund der Bodenbeschaffenheit und der durchschnittlichen Hofgrößen primär Viehhaltung in der

¹⁷ Für St. Georgen am Walde sind leider keine aktuelleren Daten vorhanden. Siehe: <http://www.statistik.at/blickgem/gemDetail.do?gemnr=41119>

Form von Milchwirtschaft und Rinderzucht als „eine lokal sehr geeignete und weit verbreitete, traditionelle Wirtschaftsform“ (Seiser 2009: 51). Aufgrund der kargen Böden und des kalten Klimas des Mühlviertels waren die Hauptfeldfrüchte bis in die 1970er Jahre Roggen, Hafer und Erdäpfel. Erst die Entwicklung von kälteresistenten Sorten führte zu Diversifizierung des Getreideanbaues.

Aufgrund der Höhenlage ist die Dauer der Schneedecke und die Zahl der Frosttage hoch und kann in den höchsten Lagen 16 Wochen im Jahr erreichen. Dadurch wird die Vegetationsdauer beträchtlich eingeschränkt und der Feldbau bleibt etwa 3 Wochen gegenüber dem Alpenvorland zurück (Binder 1963: 11).

Allerdings hat der Fall des Eisernen Vorhanges 1989, ebenso wie der EU Beitritt 1995 ein völlig neues Raumgefühl in der Region erzeugt (vgl. Seiser 2009c: 156). Als im April 2008 sich die Finanzkrise weltweit ausbreitete und die VÖEST Alpine mit einer Umstellung auf Kurzarbeit reagiert hatte, „[...] zeigte sich in der Erhebung [Bericht an die Gemeinde St. Georgen am Walde], dass die Landwirtschaft dadurch eine neue Bedeutung bekommt“ und Tendenzen einer „[...] Subsistenzlandwirtschaft neu[e]“ Bedeutung erlangten (Seiser 2009b: 16).



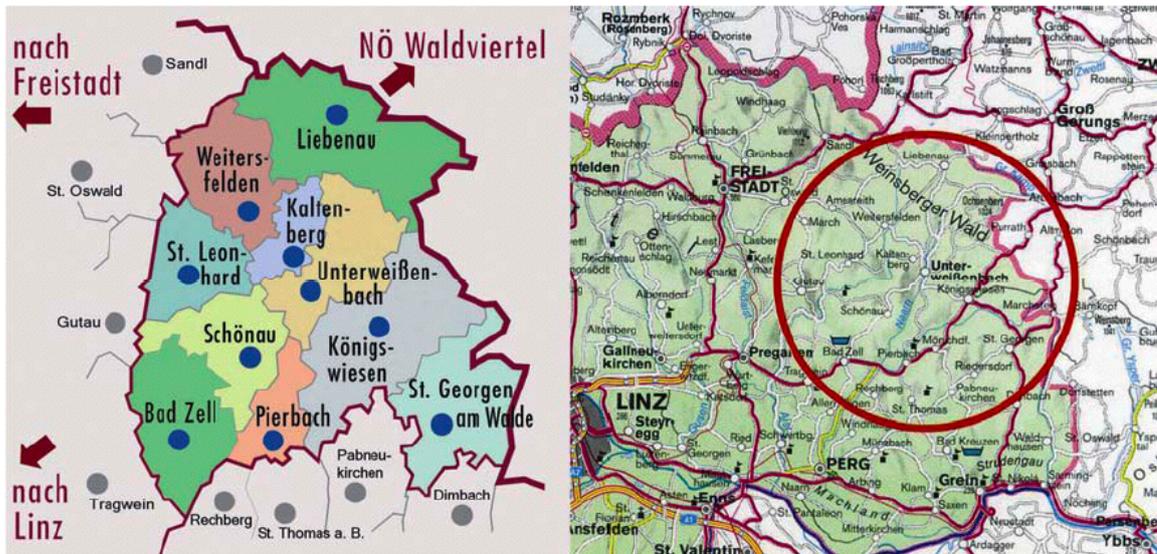
Mühlviertler Alm

Zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage trat die Gemeinde St. Georgen am Walde 2003 dem Regionalverband *Mühlviertler Alm* bei. Ziel dieses Zusammenschlusses ist es den strukturellen Problemen ländlicher Gebiete durch regionale Förderung und Vernetzung auf den unterschiedlichsten Ebenen entgegen zu wirken. Die Tätigkeitsfelder erstrecken sich von Innovationen in der Regionalentwicklung, die sowohl Infrastruktur, Bildung, Tourismus, Vermarktung und Arbeitsplatzförderung beinhalten, bis hin zu Themenbereiche die Gesundheit, Freizeit als auch Familie und Alter betreffen. Mehr als 40 Projekte sind bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt entstanden. St. Georgen ist neben anderen 9 Mitgliedsgemeinden¹⁸ jedoch die einzige die sich nicht im Bezirk Freistadt befindet und kann wegen der Zugehörigkeit zu einem anderen politischen Bezirk nicht in allen Bereichen im selben Ausmaß integriert werden wie die übrigen Gemeinden.

Gegründet wurde die *Mühlviertler Alm* 1993 mit dem Ziel auf lokaler Ebene gegen Betriebsaufgaben, Verwaltung und Abwanderung vorzugehen (Seiser 2009: 6). 1994 bis 2000 hatte sich die *Mühlviertler Alm* als LEADER-Region der *Europäischen Union* und von 2000 bis 2006 als LEADER-Plus-Region¹⁹ erfolgreich beworben. LEADER-Regionen sind Gebiete im ländlichen Raum, die in Förderprogrammen der *Europäischen Union* unterstützt werden. Das Besondere dabei ist, dass auf die lokale Koordination vor Ort geachtet wird, durch die maßgeschneiderte Projekte erarbeitet werden können.

¹⁸ Die restlichen 9 Gemeinden sind: Bad Zell, Kaltenberg, Königswiesen, Liebenau, Pierbach, Schönau, St. Leonhard, Unterweißenbach und Weitersfelden.

¹⁹ In Österreich standen für LEADER+ im selben Zeitraum rund 75 Millionen Euro an Gemeinschaftsmitteln bereit. (Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/LEADER>)



Die 10 Mitgliedsgemeinden der *Mühlviertler Alm* und deren geographische Lage

Gemeinde	Einwohnerzahl (1.1.2006)	Kataster fläche km ²
Bad Zell	2.768	45,49
Kaltenberg	642	17,31
Königswiesen	3.173	73,41
Liebenau	1.801	76,29
Pierbach	990	22,75
St. Leonhard b. Fr.	1.442	36,99
St. Georgen/Walde	2.149	53,55
Schönau	1.869	38,54
Unterweißenbach	2.250	48,47
Weitersfelden	1.112	43,66
Summe	18.196	456,46

Quelle: Statistik Austria

Aus den Grundsätzen der *Mühlviertler Alm* wird deutlich, dass großer Wert auf ein gemeinsames Miteinander im Verband gelegt wird. Dafür wird besonders die Kommunikation untereinander gefördert, wodurch die Themenbereiche der *Mühlviertler Alm* über den bloß primären Aspekt des Wirtschaftlichen hinausgehen und auch Tabuthemen wie psychische Probleme, Behinderung, Chancengleichheit,

Genderfragen und dergleichen in den öffentliche Diskurs bringen.²⁰

Neben der wirtschaftlichen Bedeutung regionaler Betriebsförderung und Schaffung von Infrastruktur ist somit die gesellschaftliche, bildungs- und gesellschaftspolitische Dimension dieser Regionalförderung nicht zu vernachlässigen. Im historischen Kontext kann die *Mühlviertler Alm* als neue Initiative in der Tradition der bereits um die 1880er-Jahre entstanden Interessensgemeinschaften gesehen werden.

Quantitativer Überblick

In den Jahren 1750 bis 1850 hatte das Mühlviertel, und somit auch die Gebiete der heutigen *Mühlviertler Alm*, eine Phase des Aufschwungs erlebt. In traditioneller Hausindustrie brachte der Flachsanzbau und dessen Verarbeitung Einkünfte. Es entstanden Glashütten und die Forstwirtschaft nahm in ihrer Bedeutung zu (vgl. Seiser 2009: 4).

Die erste Volkszählung aus dem Jahre 1869 gibt für St. Georgen am Walde eine Bevölkerungszahl von 1911 Personen an. 140 Jahre später beträgt die Bevölkerung laut „Statistik Austria“ für das Jahr 2010 eine Anzahl von 2105 Personen, 2012 nur mehr 2089 Personen²¹. Die BewohnerInnenzahl der Gemeinde ist demnach in den letzten 140 Jahren nur um 10 % gestiegen während die Einwohner von Oberösterreich sich mehr als verdoppelt haben.

Zudem ist die Bevölkerung in den letzten Jahren rückläufig. So betrug die Einwohnerzahl im Jahr 2001 bereits 2234 und sank bis zum Jahr 2012 um 145 auf 2089 Personen. Damit wird deutlich, dass es zur Zeit eine zwar geringe aber doch kontinuierliche Abwanderung gibt.

Die Geburtenrate liegt mit 2,4 Geburten pro Frau weit über dem österreichweiten Durchschnitt von 1,4. Somit ist auch eine durchschnittliche Haushaltsgröße in der Höhe von 3,8 Personen verständlich.

„Gemessen an der Wohnbevölkerung leben mehr als die Hälfte der Personen in Haushalten, die fünf Personen oder mehr umfassen. 511 der 517 Wohngebäude beherbergen 1-2 Wohnungen und sechs 3-10 Wohnungen. Von den 588 Haushalten sind 86 oder 14,6% Einpersonenhaushalte. Es ist daher der Schluss zulässig, dass es sich bei einem Teil der Ein- und Zweipersonenhaushalte um

²⁰ Vgl. dazu: <http://muehlviertleralm.at/at/upload/downloads/pdf/ZukunftsbuchNEULangfassung.pdf>

²¹ <http://www.statistik.at/blickgem/blick1/g41119.pdf>

Haushalte handelt, die in einem Gebäude mit Verwandten leben. Drei Generationen unter einem Dach stellen keine Ausnahme, sondern in bäuerlichen und gewerblichen Familienbetrieben die Regel, dar.“ (Brückler et al. 6)

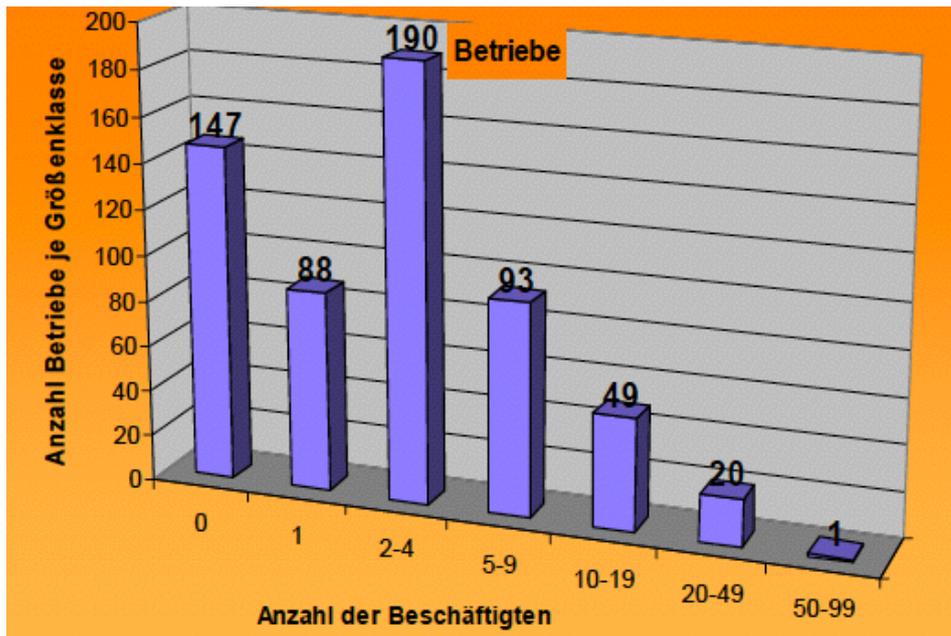
Obwohl die Differenz zwischen Geburten- und Sterberate stets positiv ist, wird kein Bevölkerungszuwachs verzeichnet. Aufgrund der Geburtenrückgänge in den 1980er und 1990er Jahren waren die Abnahmen in der Bevölkerung in diesen Jahren besonders hoch (vgl. Verband Mühlviertler Alm o.J.). Die Wanderungsbilanz ergibt eine stetige Abwanderung in andere Regionen. Im Jahr 2007 standen 36 zugezogenen, 62 weggezogenen Personen gegenüber. Diese Differenz kann trotz der hohen Geburtenrate nicht aufgefangen werden.

Gemeinde	abgeleitete Wanderungsbilanz 1991/2001					
	insgesamt		durch Geburtenbilanz		durch errechnete Wanderungsbilanz	
	absolut	in % von 1991	absolut	in % von 1991	absolut	in % von 1991
Bad Zell	29	1,1	135	5,0	-106	- 3,9
Kaltenberg	-11	-1,7	46	6,9	-57	- 8,6
Königswiesen	33	1,1	202	6,5	-169	- 5,5
Liebenau	-116	-5,9	73	3,7	-189	- 9,7
Pierbach	-3	-0,3	38	3,8	-41	-4,1
St. Leonhard b. Fr.	-26	-1,7	64	4,3	90	- 6,0
St. Georgen/Walde	12	0,5	134	6,0	-122	-5,5
Schönau	-5	-0,3	111	6,1	116	- 6,4
Unterweißenbach	-166	-6,7	65	2,6	-231	-9,4
Weitersfelden	-64	-5,3	44	3,7	-108	-9,0

(Quelle: Stat. Austria)

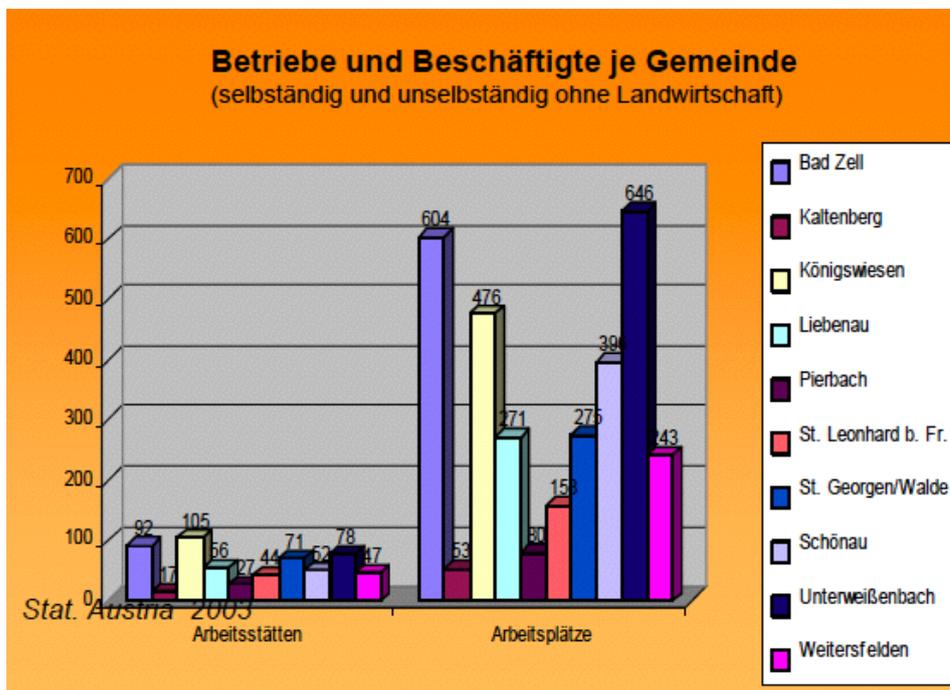
Im Jahr 2010 wurden 1105 Personen von der „Statistik Austria“ in St. Georgen als Erwerbspersonen angeführt (vgl. Statistik Austria o.J.). Bei dieser Zahl ist jedoch darauf zu achten, dass unter diese Kategorie sowohl Erwerbstätige wie auch Präsenz- und Zivildienstler sowie Arbeitssuchende gezählt werden. Zwei Drittel der Erwerbspersonen sind Männer, was eine sehr niedrige Beschäftigungsquote von Frauen bedeutet. Unter Frauen ist zudem der Anteil an geringfügig Beschäftigten sehr hoch.

Beinahe ein Viertel der Beschäftigten arbeitet in der Sachgüterproduktion, und 10% in der Landwirtschaft. Der Anteil der in der Landwirtschaft tätigen Frauen ist höher als jener der Männer. Die Unternehmen im Gebiet der *Mühlviertler Alm* sind im Vergleich mit anderen Regionen klein und beschäftigen nur wenige Mitarbeiter pro Betrieb. Es besteht kein Betrieb der mehr als 100 Mitarbeiter aufweist. Ein Großteil der neugegründeten Betriebe sind Einpersonenerwerbungen.



Anzahl der Betriebe: bezieht sich auf das gesamte Gebiet der Mühlviertler Alm.
 Anzahl der Beschäftigten: Personen exklusive der BetriebsInhaberInnen
 (Quelle: Lokale Entwicklungsstrategie Mühlviertler Alm 2007- 2013)

Die Anzahl an Arbeitsstellen ist in den vergangenen Jahren konstant. Jedoch besteht ein großes Gefälle zwischen den jeweiligen Arbeitsmöglichkeiten in den unterschiedlichen Gemeinden und somit auch in der Kaufkraft.

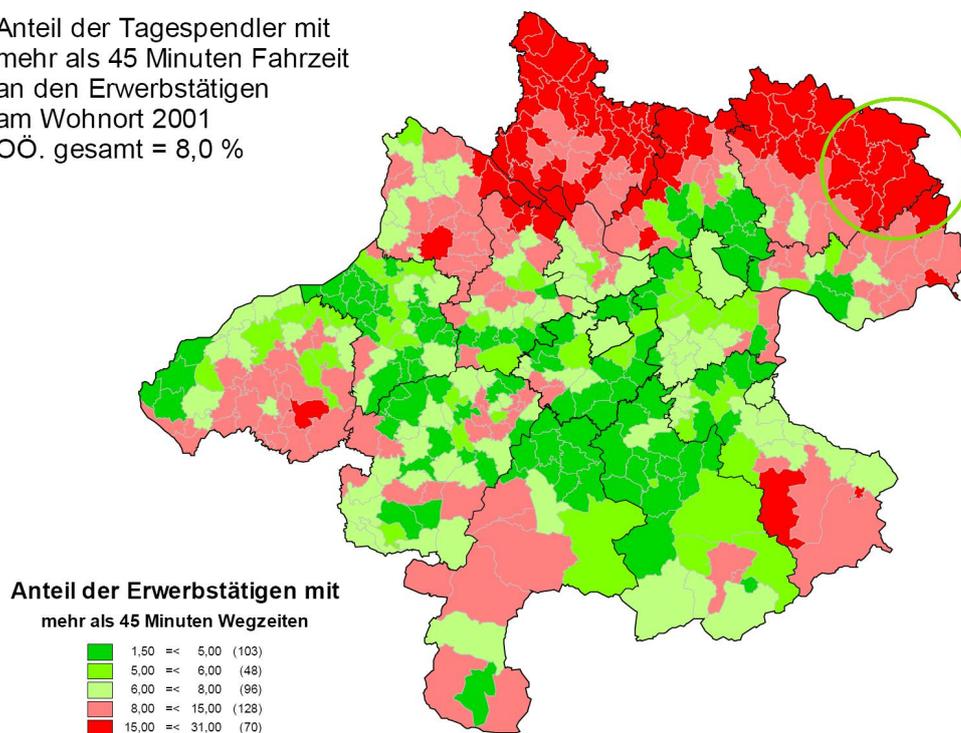


(Quelle: Lokale Entwicklungsstrategie Mühlviertler Alm 2007- 2013)

Die Gesamtzahl der 2010 erhobenen Personen, die außerhalb der Gemeinde pendeln, beträgt 790. Davon sind 704 ArbeitspendlerInnen. 287 Personen in eine andere Gemeinde etwa die Hälfte der ArbeitspendlerInnen (341) tritt einen Weg in einen anderen Bezirk an. 76 Personen arbeiten in einem anderen Bundesland. Einpendler verzeichnet St. Georgen am Walde hingegen nur 127, bzw. 171 inklusive Menschen in Ausbildung (vgl. Statistik Austria o.J.).

Die Hauptzielorte sind dabei Linz, Amstetten oder die Bezirkshauptstadt Perg. Somit haben viele eine Wegstrecke von über 90 Minuten täglich zurück zu legen.

Anteil der Tagespendler mit
mehr als 45 Minuten Fahrzeit
an den Erwerbstätigen
am Wohnort 2001
OÖ. gesamt = 8,0 %



Quelle: Amt d. Oö. Landesregierung/Kölblinger 2004: 15.

Hinsichtlich der PendlerInnen ist aber nicht nur auf die ArbeiterInnen zu achten.

Neben Erwerbspersonen sind auch SchülerInnen und Studierende vom Pendeln betroffen. Um nach der Pflichtschule eine weiterführende Schule besuchen zu können, müssen diese die Gemeinde verlassen und ähnlich wie ihre Eltern zum Teil sehr lange Wegstrecken in Kauf nehmen. Wenn Personen, die eine höhere Ausbildung hinter sich haben, nicht mehr zurück an ihren Geburtsort ziehen, spricht man von „brain drain“, geistiges Kapital wird aus der Gegend abgezogen. Dieses Problem betrifft die ganze Region. (Brückler et al. 7)

Wissenschaftlicher Zugang

Für die Bearbeitung der Interviews werden in den folgenden Kapiteln theoretische Arbeiten vorgestellt, aus denen die notwendigen Parameter für die Interviewanalyse abgeleitet werden. Der Fokus liegt auf der *Hofübergabe und dem Generationenwechsel*, dem *Erwerbswechsel*, wie auch, nach einer Überleitung die theoretischen Debatten zwischen Subsistenz- und Marktwirtschaft betreffend (im Kapitel „*Strukturwandel und seine Begründung*“), auf der *Analyse der Wirtschaftsstile*. In einem späteren Abschnitt werden die jeweiligen theoretischen Implikationen auf die Fallbeispiele angewendet und nach Möglichkeit damit auch deren Gehalt und Anwendbarkeit für die Analyse der Interviews geprüft.

Hofübergabene und Generationenwechsel

Der Generationenwechsel in Agrarbetrieben ist ein, wie vielfach aus der Literatur über dieses Thema hervorgeht, kritischer Moment für das soziale Gefüge in einem Betrieb (vgl. Seiser 2009a: 1). Es ist dabei zu berücksichtigen, dass nicht nur materielles Erbe übertragen wird, sondern mit einer Weiterführung, Beendigung oder Änderung der Wirtschaftsweise sowohl die Anerkennung bestimmter Wertigkeiten der Älteren durch den Erhalt im praktischen Vollzug auf dem Spiel steht, als auch die Hierarchieebenen und die soziale Einbettung der AkteurInnen des Betriebs neu geordnet werden.

Pierre Bourdieu spricht in *Ein verlorenes Leben* (2007) vom Prozess eines unausweichlichen „Vatermordes“. Dieser kann sich ihm zufolge auf zwei Arten vollziehen. Entweder der Erbe bzw. die Erbin, schlägt die Weiterführung der Älteren völlig aus und negiert damit das Lebenswerk der Eltern von Grund auf, oder das Erbe wird angetreten und die Veränderungen und das Hinauswachsen über die Art und Weise der Hofführung der älteren Generation stellen eine Art „Vatermord“ dar.

„Der Sohn, der das väterliche Erbe ausschlägt, begeht einen wesentliche grausameren „Vatermord“ als derjenige, der den väterlichen Platz einnimmt, sein Nachfolger wird und ihn so [...] „wieder auferstehen lässt“, der seinen Vater, um ihn zu verewigen, tötet, über ihn hinauswächst und ihn so durch eine Art gesellschaftlich eingerichteter und gebilligter *Aufhebung* (dt. im Original) erhält.“ (Bourdieu 2007: 260)

Die Übergabe eines Hofes ist kein punktuelltes Geschehen, das mit einem notariellen Akt vollzogen wäre, sondern kann in einem günstigen Fall eher als eine Zeitspanne vor und nach dem formellen juristischen Akt interpretiert werden.

„Der [ehemalige] Regionalmanager [der Mühlviertler Alm im Jahre 2009] [...] geht davon aus, dass eine Hofübergabe ein Prozess ist, der in etwa 20 Jahre in Anspruch nimmt, 10 Jahre vor und 10 Jahre nach dem eigentlichen notariellen Akt. Die Übergebenden haben vorher darauf zu achten, dass die Kinder in den Betrieb über die zunehmend stärkere Einbindung in betriebliche Entscheidungen 'hineinwachsen' und es vor allem zu keinem Investitionsstopp in der Phase vor der Übergabe kommt.“ (Seiser 2009: 2)

Besonders der Investitionsstopp in den landwirtschaftlichen Betrieben lässt sich durch Untersuchungen deutlich als Teil eines zyklischer Prozesses nachweisen. Dieser ergibt sich durch die Situation in bestimmten Lebensphasen und ruft für eine Übergabe deutliche negative Implikationen hervor. Ab dem 50sten Lebensjahr ist die Investitionsbereitschaft zumeist an ihrem Höhepunkt angelangt und geht dann über zu einem bloßen Halten des Standards („in Standhalten“) bis zur kommenden Übergabe. Aber gerade diese 10 bis 15 Jahre fehlenden Investitionen wirken sich sehr negativ für die Hofübergabe aus, wodurch die Übernahme dann überaus unattraktiv wird (Seiser 2009: 2f).

Wie sich aus der Interviewanalyse später noch zeigen wird, kann diese Tendenz zum Investitionsstopp aber auch von landwirtschaftlichen Beratern, im gegebenen Fall der Bezirksbauernkammer, noch gefördert werden.

„[...] und dann hat uns der Berater auf der Bezirksbauernkammer gesagt, ihr in eurem Alter?! [...] Also lasst das gleich sein, und freut euch auf die Hofübergabe.“
(QuA24: 6)

Das Geld, welches vorher für Investitionen verwendet wurde, wird in diesem späteren Zeitraum dafür aufgebraucht, die anderen Kinder des Betriebs auszuzahlen. Hinsichtlich dieses Sachverhalts meint der ehemalige Regionalmanager: „Oft sei es besser zu investieren und dann den Nachfolger die Geschwister auszahlen zu lassen“. (Seiser 2009: 3)

Der Zeitpunkt der Übergabe hat eine zentrale Bedeutung für den gesamten Prozess. Wie die Analysen von Daten, die das *Institut für Kultur- und Sozialanthropologie* in Wien erhoben hat, ergab, wird von den befragten Bäuerinnen und Bauern als größtes Hemmnis bei der eigenen Übernahme die Verzögerung des tatsächlichen Übergabezeitpunktes angeführt (ebd. 10). Wie Stieglbauer und Weiss (2000: 15) in

einer Studie nachgewiesen haben, sinkt ab einem Alter des Übergebers von 68 Jahren die Wahrscheinlichkeit, eine geglückte Übergabe an ein Familienmitglied zustande zubringen, beträchtlich (vgl. Seiser 2009: 10).

„Ein Blick auf die quantitativen Daten aus St. Georgen zeigt Folgendes: das mittlere Alter bei der Betriebsübernahme der befragten BetriebsleiterInnen war 29,3 Jahre, bei den Frauen 28,5, bei den Männern 29,6 (N=142). Die Übergeber waren zum damaligen Zeitpunkt im Durchschnitt 62 (N=104), die Übergeberinnen 60,7 (N=115) Jahre alt. Zum Zeitpunkt der Erhebung war das mittlere Alter der Befragten 46 und sie planen die eigene Hofübergabe im Alter von 60 Jahren (N=81).“ (Seiser 2009: 10)

Damit zeigt sich, dass, obwohl eine späte oder verzögerte Übergabe selbst als Hemmnis bei der eigenen Hofübernahme angegeben wird, dies dennoch nicht zu der Tendenz einer früheren Übergabe an die kommende Generation führt. Es lässt sich aber natürlich durch die Erhebung einer als Hemmnis empfundenen späten Hofübergabe auch nicht schlussfolgern, dass frühere Übergaben nicht andere Hemmnisse beinhaltet hätten.

Etwa durch Unglücksfälle hervorgerufene überstürzte Übergaben können erhebliche Probleme hervorrufen. Wie Groier (2004: 5) zeigt, haben Unglücksfälle oft eine Betriebsaufgabe zur Folge. Dadurch wird die Wichtigkeit des bereits betonten Verständnisses der Übergabe nicht als punktueller Akt, sondern als Prozess mit Vorbereitungs- und Nachbereitungszeit deutlich. Ein Verfehlen dieser notwendigen Vorbereitungszeit kommt jedoch viel häufiger nicht durch tatsächlich unvorhersehbare Ereignisse zustande, sondern dadurch, dass man die Zeit, in der über dieses Thema zu sprechen angefangen hätte werden sollen, einfach verstreichen lässt (vgl. Seiser 2009: 11f). 36% der Befragten haben angegeben sich selbst nicht genügend auf die Übergabe vorbereitet gefühlt zu haben. Jedoch haben von diesen 142 Personen wiederum nur 20 angegeben bereits mit den Hoferben über die Übergabe gesprochen zu haben; womit sich zeigt, dass es sich dabei nicht bloß um ein Problem früherer Generationen handelt.

„Als sehr problematisch werden in vielen Fällen die mangelnde Kommunikation und die mangelnde Absprache empfunden. Dies führt dann zu gravierenden Missverständnissen bei der Übergabe. Fallweise kommt es auch zu expliziten Fehlinformationen der Übernehmer, um eine Nachfolge sicher zu stellen.“ (Seiser 2009: 13)

Ebenso gibt es Unterschiede worüber gesprochen wird. Wie eine Arbeit von Errington (2002) für England, Frankreich und Kanada zeigt, wird besonders über die finanziellen Bedingungen in denen sich der Hof befindet, am spätesten gesprochen. Dies mag zwar verständlich sein, da eine Offenlegung dieser Verhältnisse auch beträchtliche

Implikationen für die Autonomie der Betriebsführung der älteren Generation zu Folge hat, etwa da sich unter anderem die ältere Generation dadurch leichter der Kritik der jüngeren Generation ausgesetzt sehen kann. Dennoch ist dieser Bereich von hoher Bedeutung für die Möglichkeit der jüngeren Generationen in den Betrieb hineinwachsen zu können und eine weitsichtige Zukunftsplanung zusammen mit der älteren Generation zu erlernen.

Hinsichtlich der aufgeworfenen Frage nach den späten Hofübergaben im Mühlviertel weist Seiser (2009: 13) darauf hin, dass die Ultimogenitur für das relativ niedrige Alter der Hoferben mitverantwortlich ist.

Als Ultimogenitur wird jenes Erbfolgeprinzip verstanden nach dem der Letztgeborene den Betrieb zugesprochen bekommt.

Wie Kretschmer anführt, wurde früher in der einschlägigen Literatur eine Trennungslinie durch Oberösterreich gezogen mit welcher die Gebiete der Primo- von der Ultimogenitur unterschieden wurde. Im Innviertel gemeinsam mit Salzburg galt das Ältestenrecht, während im östlichen Ober- bis hin nach Niederösterreich das Jüngstenrecht vorherrschte (Kretschmer 1980: 89).

Dies kann sicherlich als Tendenz gelten, jedoch stellt sich die Frage nach tatsächlicher Anwendung dieser Regel, wenn aus der zitierten Arbeit bei einer Erhebung von 43 BetriebsleiterInnen folgendes Datenergebnis bezüglich der Übergabe herauskommt:

16x jüngster Sohn; 14x ältester Sohn; 5x jüngste Tochter; 4x mittlerer Sohn; 3x älteste Tochter, 1x ein anderer Verwandter (vgl. Seiser 2009)

In ihrer Untersuchung führt Hörersdorfer an, dass in „St. Georgen [...] annähernd gleich viele Personen davon überzeugt [sind], dass es bei ihnen üblich sei den Hof an den jüngsten Sohn zu übergeben und ebenso viele, dass es bei ihnen Sitte wäre den Hof an den ältesten Sohn zu vererben (ebd. 2010: 64).

Töchter kommen meist nur zum Zug, wenn im Familienverband keine Erben vorhanden sind.

„Obwohl das Übergeben des Hofes an die eigene Tochter im Hinblick auf die genannten Aspekte objektiv die bessere Variante darstellen würde, wird sie allgemein als schlechte Alternative empfunden. *‘Söhne haben bei der Hofnachfolge nach wie vor den Vortritt, obwohl die meisten Betriebsleiter allgemein finden, dass Landwirt heute kein ausschließlicher Männerberuf mehr sei. Dennoch werden Töchter als Hofnachfolgerinnen häufig nur in Betracht gezogen wenn kein Sohn vorhanden ist’* (ROSSIER et al., 2007, 7).“ (Hörersdorfer 2010: 59)

Und dies obwohl in geführten Interviews und in der Literatur die „*typischen Weiberwirtschaften*“, in denen Töchter das Hoferbe antreten, meist als „*sehr harmonisch*“ (QuA114) beschrieben werden (vgl. Hörersdorfer 2010: 58 u. Goldberg 1998: 34).

Jedoch kommt Weiß in einer quantitativen Studie zu dem Schluss, dass die Mehrfachbelastung von Frauen in den Bereichen Hofführung, Haushalt, Familie sich negativ auf den wirtschaftlichen Verlauf auswirkt und dadurch Höfe mit Betriebsleiterinnen eine höhere Quote der Hofaufgaben aufweisen als Höfe mit männlichen Betriebsleitern (Weiß 2006b).

Allerdings führt Seiser hinsichtlich der Tendenzen, die zu einer späteren Übergabe beitragen, auch den nicht unwichtigen Faktor der erforderlichen Pensionsjahre an, wenn man nicht die Konsequenz eingehen möchte auf Pensionsleistungen verzichten zu wollen. Neben dem sicherlich auch bestehenden Problem eines Nutzlosigkeitsgefühls der älteren Generation sieht Seiser allerdings die strukturellen, demographischen und pensionsrechtlichen Gründe als zentral an (ebd. 2009: 11).

Späte Übergaben sind allerdings nicht als generell problembehaftet zu beurteilen. Denn diese bilden in den meisten Fällen dann keinen Anlass zu Unstimmigkeiten, wenn es ein gemeinsames Miteinander der Generationen am Betrieb gibt, die ältere Generation der jüngeren die Qualitäten des Berufs zeigt und sich den Weg für Betriebsentwicklungen nicht verschließt. Werden aber Betriebsänderungen von der Übergeber-Generation negativ bewertet und kein Geld in den Betrieb investiert, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass die jüngere Generation das Interesse an der Weiterführung des Betriebs nicht gewinnt (ebd.).

„Glauben et al. (2004: 452f) konnten anhand einer ökonomischen Analyse von Umfragedaten aus Oberösterreich zeigen, dass die Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Hofübergabe innerhalb der Familien signifikant mit der Größe des Hofes, seiner wirtschaftlichen Prosperität und dem Nicht-Vorhandensein von Schulden steigt.“ (Seiser 2009: 11)

Hörersdorfer merkt aber an, dass die Hofgröße letztlich nur als ein sekundär determinierender Faktor gesehen werden kann, da dieser sowohl der persönlichen und ideellen Bewertung durch die Familie bedarf, um tatsächliche Geltung erlangen zu können (vgl. Hörersdorfer 2010: 51).

Statistisch erweist sich auch der spezifische Bildungsgrad als relevant. Von 38 untersuchten Höfen in St. Georgen am Walde besitzen von 17 Haupterwerbshöfen 13

HoferbInnen den Abschluss einer landwirtschaftlichen Fachausbildung. Auf den 21 Nebenerwerbshöfen hingegen nur zwei. Hier wird deutlich, dass die Fachausbildungsquote bei den Nebenerwerbsbetrieben ein Problem darstellt, da diese vielfach positive Effekte auf die Prosperität der Betriebe impliziert und die Nachkommen von Nebenerwerbsbetrieben diese nur in einem geringen Ausmaße nutzen.

„Das Problem der mangelnden landwirtschaftlichen Ausbildung konzentriert sich also auf den Nebenerwerb. Die Landwirtschaftsexperten der Bezirke Freistadt und Perg weisen darauf hin, dass eine entsprechende Ausbildung ab einer Fläche von 5 ha jedenfalls sinnvoll ist und die Schulen bieten auch entsprechende Abendkurse an, damit der Abschluss nachgeholt werden kann. Ansonsten gehen Ansprüche auf bestimmte Förderungen wie auf die Investitionsförderung oder die Niederlassungsprämie verloren.“ (Seiser 2009: 12)

Auf Nebenerwerbsbetrieben ist auch die Einbindung der jüngeren Generation in den Hofbetrieb und somit auch die Bindung an den Hof selbst geringer. Dadurch werden Erfahrungen und praktische Kenntnisse in geringerem Maße weitergegeben. Diese Einbindung und Weitergabe praktischer Fertigkeiten wird teilweise auch bewusst nicht gemacht, da man die prospektiven Nachfolger neben ihrer außerbetrieblichen Berufstätigkeit nicht noch zusätzlicher Belastung aussetzen möchte.

Beim Thema der Ausbildung der jüngeren Generation sollte auch nicht vergessen werden, dass diese eine besonders große Auswirkungen darauf hat, was als Erziehung hin zur Landwirtschaft oder Erziehung weg von der Landwirtschaft bezeichnet wird (vgl. Goldberg 2003: 106). Beim Nebenerwerb scheint besonders die Ansicht zu gelten: „Für das bissl Landwirtschaft brauch ich eh nix wissen, was musst du denn können, Traktor fahren, mähen, wissen, wann das Heu fertig ist, [...] Was der Nachbar macht, mach ich auch“ (QuA87). Da besonders Mädchen zur höheren Bildung angehalten werden (vgl. Seiser 2009c), bedingt sich dadurch eine tendenzielle Erziehung weg von der Landwirtschaft.

Übergaben werden aber auch durch Bedingungen hinausgezögert, die zwar nicht unbedingt erforderlich sind, aber im sozialen Kontext (meistens dem der Familie) als Voraussetzung für eine akzeptierbare Übergabe gelten. Etwa die Forderung nach einem, vom sozialen Kontext der Familie aus gesehen geeigneten Ehepartner kann eine solche Verzögerung herbeirufen (vgl. Seiser 2000: 103). Bleibt diese Forderung aber unerfüllt, oder wird sie zu spät oder etwa nur unzureichend erfüllt, kann dies zu deutlichen

Verzögerungen, als auch zu „halbherzigen“ Übergaben führen, die immer von dem ausgesprochenen oder unausgesprochenen Fehlen der sozialen Forderung getrübt ist.

Bei gut verlaufenen Übergaben wird der notarielle Übergabevertrag am Hof archiviert, hat aber im Alltag keine Bedeutung. Der Vertrag dient lediglich als Sicherheit für eventuell auftretende grobe Differenzen und die Rechte und Pflichten artikulieren sich vielmehr über das soziale Miteinander.

In einem Interview heißt es dazu:

„Der Übergabevertrag ist für den worst case da. Da wird genau geregelt, was hat der Übernehmer zu tragen und was macht der Übergeber. Am besten ist, wenn man ihn nach der Übernahme nicht mehr anschauen muss. Er wird nur dann hergenommen, wenn es Streitigkeiten gibt.“ (ExR9: 11)

Mack kommt in ihrer Analyse über *Bäuerliche Erbgewohnheit in Oberösterreich* zum Schluss, dass „der beste Übergabevertrag der [ist], der zwar mit äußerster Sorgfalt und Kompetenz verfasst wird, aber in den nach Vertragsabschluss nie wieder Einsicht genommen werden muss“ (ebd. 2009: 330). Dies bedeutet aber auch, dass der juristische Vertrag in seiner Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf und daher dennoch mit der dafür nötigen Sorgfalt ausgeführt werden muss.

„Ist aber im Vorfeld keine intensive Gesprächskultur vorhanden, was häufig auch bei sehr gutem innerfamiliären Klima der Fall ist (vgl. Bruckmüller 2002: 455ff, Goldberg 2003: 98ff), kann die Auseinandersetzung mit dem Vertrag und seinen Formulierungen und die ungewohnte Problematik beim Notar Probleme schaffen, mit denen vorher weder Übergeber noch Übernehmer gerechnet haben.“ (Seiser 2009: 14)

Während bei Primogenitur ein höheres, strukturell bedingtes, Konfliktpotenzial zwischen den Generationen besteht, erhöht die Utimogenitur die Wahrscheinlichkeit eines Konfliktpotentials in der Generation der ErbInnen, da es zumeist an den ErbInnen liegt, ihre Geschwister auszuzahlen.

Bei Kleinbetrieben stellt sich hinsichtlich der Erbfolge auch die Frage, welches Recht eigentlich anzuwenden ist. Denn bei ungünstigen Bedingungen für die Weiterführung des Betriebs ist es strittig, ob es gerechtfertigt ist nach dem Anerbenrecht²² zu

²² Das Anerbenrecht ist eine sogenannte Sondererbfolge. Dabei geht die Vererbung eines landwirtschaftlichen Betriebs an eine einzige Person, damit dieser erhalten bleibt. Der Hof wird getrennt vom sonstigen Vermögen vererbt. Das Bundesanerbengesetz regelt mit Ausnahme von Kärnten und Tirol in allen Bundesländern die Hofnachfolge. 1989 wurde es novelliert, womit der Grundsatz der Primogenitur durch lokale Erbfolgeweisen durchbrochen wurde. Ebenso wurde versucht das Gesetz dem Strukturwandel und den veränderten Familienverhältnissen anzupassen. „War früher innerhalb des

verfahren, oder nicht vielleicht besser das Bürgerliche Recht anzuwenden sei, bei dem alle Kinder zu gleichen Teilen beerbt werden.

Dabei kommt es dann aber auch zu einer Überführung des Bedeutungskontextes von Grund und Boden in eine Ware. Der Boden wird nunmehr in einen ökonomischen Wertkontext eingliedert, in dem Geld als Äquivalenzmaß fungiert.

Denn entgegen kapitalistischen Handlungsmöglichkeiten ist Grund im bäuerlichen Kontext nicht als rein ökonomisch definiertes Gut zu werten. Sondern der Boden bildet die Grundlage für die Betriebsführung schlechthin und wird traditioneller Weise auch in einer Art und Weise behandelt, nach der dieser einem als „Pacht auf Zeit“ gehört und diese dann an die nächsten Generation übergeben wird (vgl. auch Bourdieu 1996).

So drückt ein Bauer in einem Interview diesen Sachverhalt folgendermaßen aus: “[...] ich sehe ein Haus als Pacht für einen gewissen Zeitabschnitt – weil dann habe ich wieder die Verpflichtung, dass ich es weitergebe an die nächste Generation.“ (ExR4: 32)

Daraus erklärt sich auch die Ablehnung vieler Bauern Grund und Boden zu veräußern, da damit auch die soziale Dimension der Verbundenheit der Generationen miteinander durchbrochen wird.

Eine der wichtigsten Komponenten für eine geglückte Hofübernahme ist das Aufrechterhalten eines respektvollen Miteinanders in der geänderten Situation und eine offene Kommunikationskultur (vgl. Hörsdorfer 2010: 180ff). Dass diese geänderte Hierarchie, oft nicht im nötigen Maß anerkannt wird, lässt sich aus den Angaben der quantitativen Erhebung in St. Georgen erkennen. 68% der 142 befragten HofeigentümerInnen geben an, nach der Hofübergabe wie bisher im Betrieb weiter arbeiten zu wollen (Seiser 2009: 17). Durch eine solche Haltung (wobei selbstverständlich auf die Art und Weise des „wie bisher“ genauer einzugehen wäre) entsteht jedoch die Gefahr, dass die Nachfolgeneration in der ihr zur selbstständigen Betriebsführung notwendigen Freiheit beschränkt wird und dadurch Konflikte entstehen oder eine Abneigung zur Weiterbewirtschaftung erzeugt wird.

„In diesem Zusammenhang ist auch auf den Wertewandel hinzuweisen. Die Einstellung zum Beruf und zur Lebensform Bauernhof verändert sich nicht nur im Zuge der allgemeinen gesellschaftlichen Umwälzungen, sie verändert sich auch im Lebenszyklus der Individuen. Alter ist wie Geschlecht, ethnische

Anerbenrechtes die Primogenitur das stärkste Argument für eine Hofübernahme, so ist heute das Interesse der angehenden Hoferben an dessen Stelle getreten“ (Korosec 2008: 36).

Identität und Religion eine zentrale soziale Kategorie, die das Denken und Handeln der Menschen stark beeinflusst.“ (Seiser 2009: 17)

„Viele Tätigkeiten, wie das sorgsame Mähen von Böschungen werden von den Alten als unabdingbar für die Aufrechterhaltung der landwirtschaftlichen Schönheit und Ordnung gesehen, von den Jungen als unwirtschaftlich, unnützlich und zudem manchmal als ökologisch bedenklich. Verschiedene Vorstellungen von Sauberkeit, Ordnung und Fleiß treffen hier aufeinander. In der landwirtschaftlichen Ausbildung lernen die Jungbauern auch, Arbeitsabläufe zu planen, Lager- und Transportlogistik betriebswirtschaftlich und ergonomisch zu durchdenken. Die Folge ist, dass sie den eigenen Hof plötzlich anders wahrnehmen.“ (ebd.)

Diese unterschiedlichen Verstehens- und Handlungsweisen werden von den Älteren oft als Kränkungen empfunden, da sie in gewisser Weise das eigene Handeln in Frage stellen.

„Vieles, was sie getan haben, worunter sie auch gelitten haben, wird ihnen nun als nutzlos und sinnentleert zurückgespiegelt.“ (Seiser 2009: 19)

Seiser führt hier das Beispiel eines von der jungen Generation verlegten Speichers an. Durch diese örtliche Verlegung kommt es zu einer Arbeitszeiterparnis von täglich etwa 30 Minuten. Einerseits tritt hier deutlich zum Vorschein, dass durch diese räumliche Umgestaltung und den täglichen „Zeitgewinn“ die Mühe der zuvor nötigen Arbeit für die ältere Generation als entwertet, oder gar als Vorwurf gesehen werden kann. Dadurch kann es vorkommen, dass ältere Familienmitglieder kein Vertrauen mehr in die Stabilität ihrer eigenen sozialen Position haben.

Zwar ist das Beratungsangebot für rechtliche und betriebswirtschaftliche Probleme im Gegensatz zu Angeboten für soziale Probleme in bäuerlichen Betrieben groß. Allerdings gibt es bereits eine Anzahl von Initiativen, wie etwa <http://www.hofkonflikt.at>, die sich mit Mediation von sozialen Konflikten an Bauernhöfen befassen und Hilfe anbieten.

Erwerbswechsel in der Landwirtschaft

Bei der Frage nach Weiterführung, Umstieg der Betriebsform oder Beendigung der Erwerbsbetriebsform an den Bauernhöfen, als auch dem damit oftmals verbundenen Generationenwechsel in den Familienbetrieben, spielen besonders die Erwerbsart, Hofgröße, Wirtschaftsform, sowie die spezielle Situation der Familienstruktur, aber auch Lage und Beschaffenheit der Höfe eine Rolle (vgl. Erlacher et al. 2009: 50). Dabei ist zunächst besonders auf die Form der jeweiligen Betriebsführung im Haupt- und Nebenerwerb zu achten. Zudem spielt auch der Zeitpunkt des Umstieges der Betriebsform eine Rolle. Weiters ist die Frage von Bedeutung, wie diese Entscheidungsprozesse einerseits erklärt werden können und wie diese andererseits von den AkteurInnen begründet werden. In der Analyse ergibt sich dadurch die Möglichkeit zu sehen, ob zwischen Erklärbarkeit und Begründung des Betriebswechsels Unterschiede festzumachen sind.

Eine der Klassifikationen, die zwischen Voll- und Nebenerwerbsbetrieben unterscheidet, lautet, dass bei Vollerwerbsbetrieben das Betriebsleiterehepaar mindestens 90% der gesamten Arbeitszeit am Betrieb tätig ist. Bei Nebenerwerbsbetrieben ist dieser Prozentsatz geringer (vgl. Weiß 2006: 19, Fußnote 1)²³.

Die neuere Definition der Unterscheidung der Erwerbsweisen auf landwirtschaftlichen Betrieben spricht nicht mehr von Vollerwerb, sondern beinhaltet den Begriff des Haupterwerbs. Diese Definition bestimmt sich nach dem Anteil der Gesamtarbeitszeit eines Betriebsleiterehepaars. Diese lautet:

Ein Hauptbetriebserberwerb ist demnach ein Betrieb, in dem das Betriebsehepaar mindestens 50% der gesamten Arbeitszeit des Erhebungsjahres im land- und forstwirtschaftlichen Betrieb beschäftigt ist: Auf die nichtlandwirtschaftliche Erwerbstätigkeit entfallen daher weniger als 50% der Gesamtarbeitszeit. Eine weitere Voraussetzung ist ein Mindestdeckungsbetrag von 6000,- Euro.

Ein Nebenerwerbsbetrieb ist hingegen ein Betrieb, in dem das Betriebsinhaberehepaar weniger als 50% der gesamten Arbeitszeit im landwirtschaftlichen Betrieb tätig ist. Also

²³ Dabei wird angeführt, dass es sich um das ältere Klassifikationskriterium der „Statistik Austria“ handelt. Diese Klassifikation führt zwar, wie Weiß anmerkt, zu einer schärferen Trennung, ein Vergleich von älteren Agrarstrukturdaten ist aber mit den Daten der neueren Strukturhebungen nicht mehr möglich (vgl. ebd. Fußnote 1 und 4).

auf die außerbetriebliche Erwerbstätigkeit entfallen daher mindestens 50% der Gesamtarbeitszeit (vgl. Statistik Austria 2006, zitiert nach: Erlacher et al. 2009: 51).

Durch eine Analyse der Agrarstrukturerhebungen der Jahre 1990, 1995 und 1999 kommen Erlacher et al. (2009) zu dem Schluss, dass sich als Hauptfaktoren für einen Wechsel der Betriebsweise vom Haupt- zum Nebenerwerb in der Gemeinde St. Georgen am Walde Belastung²⁴, Wirtschaftlichkeit und Ausbildung erheben lassen.

Wie bereits verschiedene Autoren angeführt haben, gibt es eine negative Korrelation der gemessenen Betriebsgröße mit der Wahrscheinlichkeit einer Nebenerwerbstätigkeit. Die Wahrscheinlichkeit eines Umstiegs vom Nebenerwerb in den Haupterwerb steigt hingegen. Hofer kann auch einen positiven Zusammenhang zwischen Erschwernisgebieten und der Tendenz zum Nebenerwerb nachweisen (vgl. Weiß 2006: 3).

Als einen der wichtigsten Gründe für den Wechsel der Betriebsweise führt Weiß in seiner Analyse *Ursachen für den Erwerbsartenwechsel in landwirtschaftlichen Betrieben Österreichs* (2006) den kombinierten Einkommenserwerb von landwirtschaftlicher und außereigenbetrieblicher Einkommenssicherung an, der notwendig ist um mit anderen Erwerbssektoren mithalten zu können. Die geschätzte Einkommenshöhe hat laut Weiss (1995) einen hochsignifikant positiven Einfluss auf die Wechselwahrscheinlichkeit in den Nebenerwerb (vgl. Weiß 2006: 3).

Jedoch muss beachtet werden, so Weiß, dass sich hinsichtlich des Umstiegs keine Symmetrie annehmen lässt. Wenn eine Senkung des Einkommens aus der landwirtschaftlichen Betriebsführung zu einer Kompensation in einem anderen Arbeitsbereich führt, bedeutet dies nicht, dass eine Einkommenserhöhung aus der Landwirtschaft zu einer Reduktion des nicht-agrarischen Nebenerwerbs führt (ebd.).

Weiß erstellt zwei Teilmodelle, die jeweils die Wahrscheinlichkeit für eine Beibehaltung und einen Wechsel der Erwerbsart berechnen²⁵, wobei er zu dem Schluss kommt, dass beide Teilmodelle einen befriedigenden Beitrag zur Erklärung des Erwerbsartenwechsels liefern (ebd. 5).

„Die Entscheidung über einen Wechsel zum Nebenerwerb im Zeitraum zwischen 1995 und 1999 wird in 28% der Fälle, die Entscheidung im Haupterwerb zu verbleiben in 95% der Fälle richtig geschätzt. In NzH werden

²⁴ Darunter fallen bei Erlacher et al. (2009: 53f.) etwa familiäre Schicksalsschläge, die Doppelbelastung bei Erwerbskombinationen oder überhaupt hohe betriebliche Arbeitsbelastung.

²⁵ Zum genaueren Verständnis der Berechnungsart siehe: (Weiß 2006: 4f.)

43% der Wechsel vom Neben- zum Haupterwerb, und 96% der Betriebe ohne Wechsel der Erwerbsart korrekt vorhergesagt. Insgesamt werden in HzN 81%, in NzH 89% der Fälle richtig geschätzt²⁶. (Weiß 2006: 5)

Aus den Agrarstrukturerhebungen der Jahre 1990, 1995 und 1999 kommt Weiß zu der Schlussfolgerung, dass die betrieblichen Einkommen als wichtigster Faktor für die jeweils individuelle Projektion für eine Erweiterung oder Minimierung der Nebenerwerbstätigkeit in landwirtschaftlichen Betrieben gelten kann. Damit wird einhergehend klar, dass auch die direkten Beihilfen von großer Bedeutung sind und somit ein wirksames Mittel zur Steuerung des betrieblichen Erwerbsstrukturwandels bilden.

Mit der Höhe des Deckungsbeitrages und dem Ausmaß der direkten Beihilfen nimmt der Umstieg in den Nebenerwerb ab. Die Wahrscheinlichkeit eines Wechsels hängt von dem Gesamteinkommen des Betriebes ab. So weisen Betriebe in der Einkommensgruppe von 5.000 bis 20.000 Euro mit 30%-50% eine wesentlich höhere Wahrscheinlichkeit auf als Betriebe in der Einkommensgruppe über 20.000 Euro, die hier nur mit 10%-20% angeführt sind (vgl. Weiß 2006: 7).

Ein entgegengesetzter Einfluss zeigt sich, wenn der Umstieg vom Nebenerwerb in den Haupterwerb analysiert wird. Die Wahrscheinlichkeit in den Haupterwerb zu wechseln ist bei Betrieben mit einem Einkommen unter 5.000 Euro sehr selten. Mit steigendem Einkommen erhöht sich sukzessive auch die Umstiegsquote. So haben Betriebe mit einer mittleren Verdiensthöhe eine 10-40 prozentige, und jene mit hohem Einkommen 20%-50%ige Wechselwahrscheinlichkeit. Ausschlaggebend ist hier die Höhe der direkten Beihilfen. Nebenerwerbsbetriebe die bei guter Flächenausstattung relative hohe Direktzahlungen lukrieren können neigen zum Wechsel in den Haupterwerb (vgl. Weiß 2006: 7).

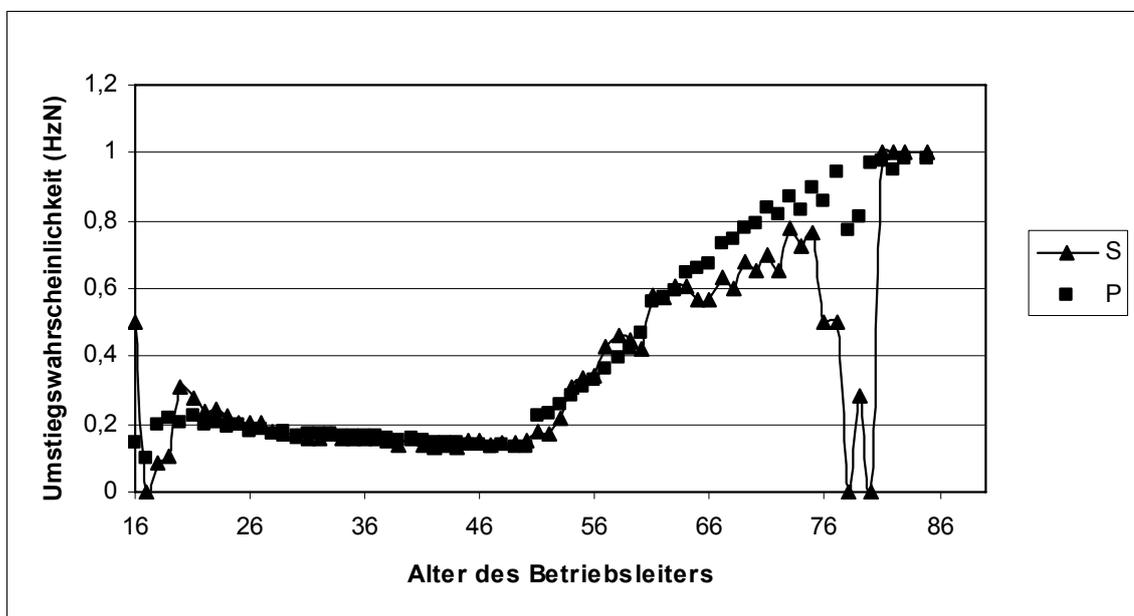
Als deutlich erkennbare Einflussfaktoren, die bei jeweiliger Steigerung in den Analysen den Haupterwerb begünstigen, lassen sich der Milchkuhbestand, die Viehdichte und die Produktvielfalt anführen. Einen negativen Faktor bilden arbeitserschwerende Bedingungen.

²⁶ HzN → Haupt- zu Nebenerwerb; NzH → Neben- zu Haupterwerb;

Interessanterweise ist beim Milchkuhbestand, bedingt durch den damit einhergehenden hohen Arbeitsbedarf, eine Symmetrie festzustellen, welche bei höherem Bestand auch den Wechsel zum Haupterwerb begünstigt. Ein hoher Viehbestand führt bei Nebenerwerbsbetrieben zur Ausweitung ihrer Tätigkeit, hingegen erhöht eine Verringerung der Viehstandes bei Haupterwerbsbetrieben nicht die Wahrscheinlichkeit in den Nebenerwerb zu Wechsel (vgl. Weiß 2006: 17).

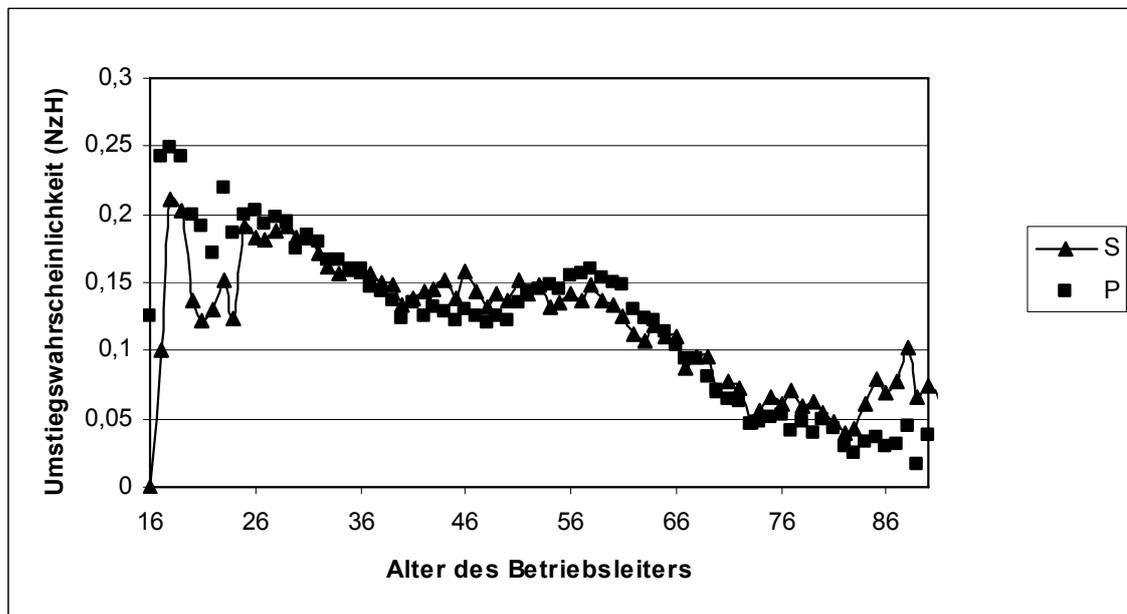
Einen sogenannten Familien- und personenbezogene Faktor bildet etwa das Alter:

Geschätzte Umstiegswahrscheinlichkeit (P) und beobachtete Umstiegshäufigkeit (S) vom Haupterwerb zum Nebenerwerb nach dem Alter des Betriebsleiters



Quelle: Weiß (2006:11)

Geschätzte Umstiegswahrscheinlichkeit (P) und beobachtete Umstiegshäufigkeit (S) vom Nebenerwerb zum Haupterwerb nach dem Alter des Betriebsleiters



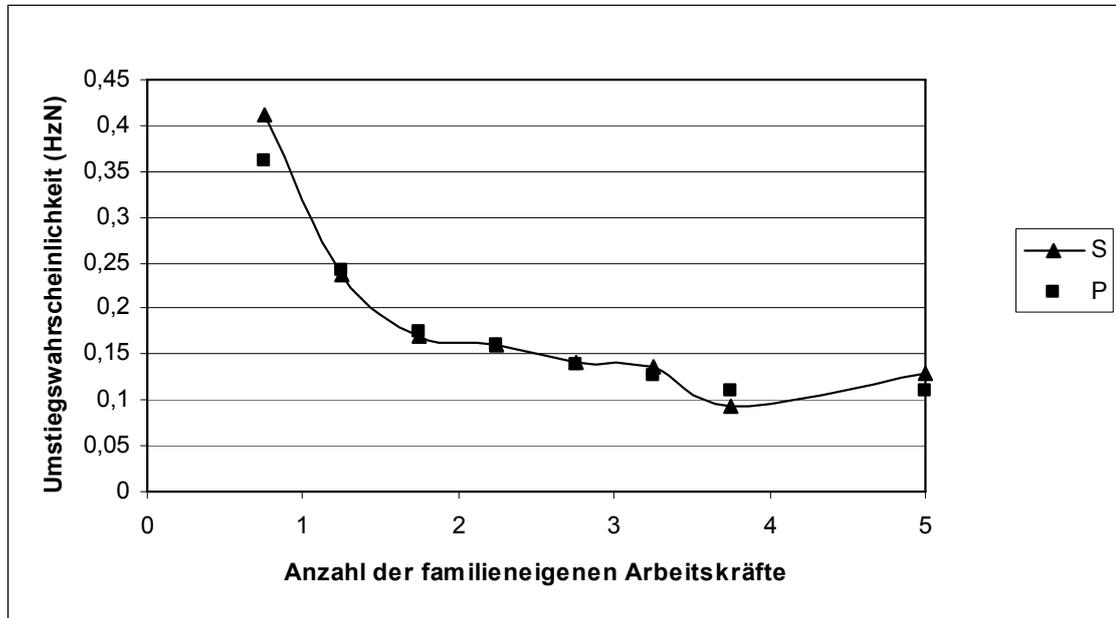
Quelle: Weiß (2006: 11)

Das Alter der BetriebsleiterInnen ist in der Frage nach dem Umstieg ein wichtiger Aspekt. Junge Betriebsleiter steigen häufiger in den Nebenerwerb um als ältere. Dies kann mit einer größeren Flexibilität oder den besseren Möglichkeiten am Arbeitsmarkt für jüngere Arbeitnehmer zusammenhängen. Eine weitere Erklärung könnte die Steigerung des landwirtschaftlichen Einkommens durch eine Professionalisierung sein, die nun die Möglichkeit bietet zusätzlich außerlandwirtschaftlich tätig zu werden (vgl. Weiß 2006: 10).

Aber auch durch die Familiengröße und die Familienstruktur ergeben in der statistischen Auswertung erkennbare Effekte. Diese scheinen zum Teil jedoch widersprüchlich zu sein, oder ihre Aussagen bedingen sich aus der jeweiligen spezifischen Fragestellung. Franz Weiß (2006) kommt in seiner Analyse *Ursachen für den Erwerbswechsel in landwirtschaftlichen Betrieben in Österreich* zu dem Ergebnis, dass „die Anzahl familieneigener Arbeitskräfte [...] einer der wichtigsten Einflussfaktoren für den Wechsel zwischen den Erwerbsarten ist. So erfolgt ein Wechsel zum Nebenerwerb mit wachsendem Arbeitspotential seltener, während die Wahrscheinlichkeit eines Wechsels zum Haupterwerb zunimmt“ (ebd. 13). Diese Ergebnisse widersprechen zwar, wie Weiß (ebd. 4) anführt, den Ausführungen von Weiss (1995), demzufolge eine hohe Anzahl der Familienmitglieder negative Effekte

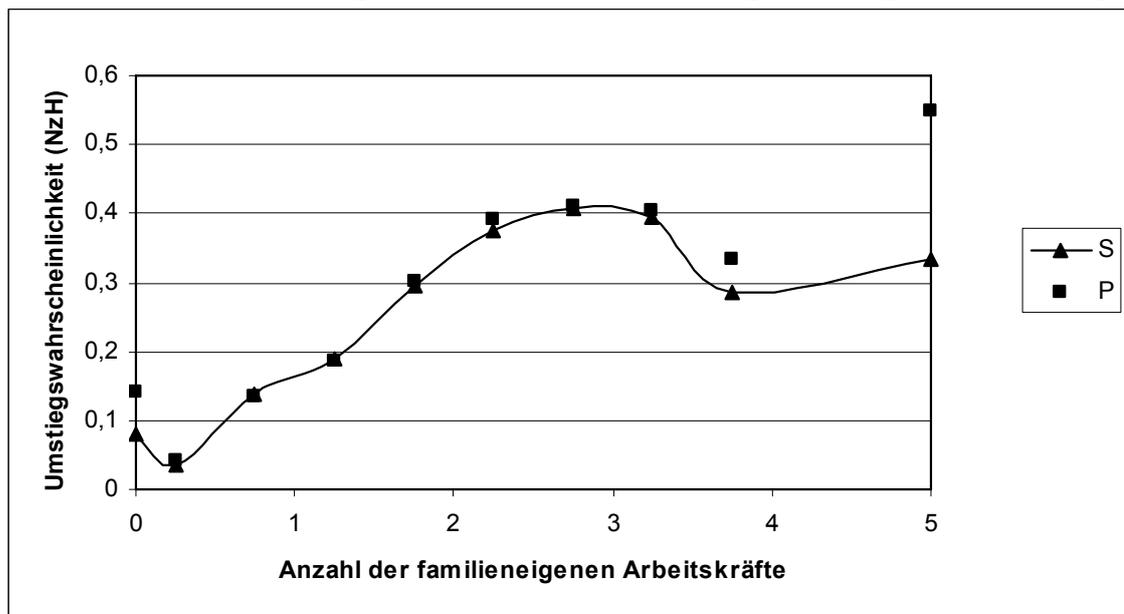
hervorrufen; wobei Weiss nicht den Umstieg vom Haupterwerb, sondern zum Vollerwerb untersucht.²⁷

Geschätzte Umstiegswahrscheinlichkeit (P) und beobachtete Umstiegshäufigkeit (S) vom Haupterwerb zum Nebenerwerb nach der Anzahl der familieneigenen Arbeitskräfte



Quelle: Weiß (2006: 13)

Geschätzte Umstiegswahrscheinlichkeit (P) und beobachtete Umstiegshäufigkeit (S) vom Nebenerwerb zum Haupterwerb nach der Anzahl der familieneigenen Arbeitskräfte



Quelle: Weiß (2006: 14)

²⁷ Siehe die diesbezügliche Erklärung des geänderten Definitionsstandards von Vollerwerb, Haupterwerb und Nebenerwerb am Kapitelanfang. Diese Änderung führt implizit zu unterschiedlichen Analysevariablen und somit zu Ergebnissen, die sich nur bedingt vergleichen lassen.

Hinsichtlich des Familienstands lässt sich folgender Einfluss erkennen:

„Betriebe mit einem verheirateten Betriebsleiter haben eine höhere Neigung, sich im Nebenerwerb zu betätigen als Betriebe mit unverheirateten Betriebsleitern, da durch die Heirat einerseits die Arbeitskapazität steigt und andererseits die Organisation der Erwerbskombination erleichtert wird. Aus demselben Grund steigt die Wahrscheinlichkeit für eine Nebenerwerbstätigkeit auch mit der Anzahl der Familienmitglieder.“ (Weiß 2006: 2).

Die Effekte der Ausbildung sind differenziert zu betrachten. Dabei ist der Fokus der Ausbildung bedeutend. Eine allgemeine höhere Ausbildung fördert die Wahrscheinlichkeit einer Tätigkeit außerhalb des landwirtschaftlichen Bereiches nachzugehen, während eine landwirtschaftliche Ausbildung gerade die Wahrscheinlichkeit steigert im landwirtschaftlichen Bereich zu arbeiten.

„Ersteres wird mit den höheren Chancen am Arbeitsmarkt und dem höheren erzielbaren Einkommen bei einer besseren allgemeinen Ausbildung begründet, letzteres mit den verbesserten Einkommensmöglichkeiten am Betrieb aufgrund einer landwirtschaftlichen Fachausbildung“ (ebd.).

Ebenso zeigt sich bei den Analysen, dass Faktoren wie vergangene Wechsel in der Nebenerwerbstätigkeit und die Erwerbsartenstruktur in der Gemeinde die Entscheidungen deutlich beeinflussen. Hingegen könnten für regionale Faktoren wie Arbeitslosigkeit, durchschnittliches regionales Erwerbseinkommen und Erreichbarkeit von regionalen und überregionalen Zentren keine statistisch validen Aussagen festgestellt werden (ebd. 2006: 17).

Entgegen den Erwartungen zeigt sich in der Analyse von Hofer (2002), dass eine hohe regionale Arbeitslosigkeit keinen negativen Einfluss auf die Tendenz zum Nebenerwerb hat, obwohl dadurch eine Senkung des Nebenerwerbs anzunehmen wäre. Jedoch zeigt sich dieser Effekt nicht, da bei hoher regionaler Arbeitslosigkeit die Betriebsaufgabe der Nebenerwerbsbetriebe sinkt. Betriebe stellen die Produktion aufgrund der geringeren Chancen am Arbeitsmarkt also seltener ein und entscheiden sich daher eher für den Nebenerwerb (ebd.3). Jedoch ist zu erkennen, dass damit auch die Wahrscheinlichkeit von Übertritten vom Nebenerwerb in den Vollerwerb geringer wird.

Weiss (1995) kommt in seiner Analyse zu folgender Auflistung einflussreicher Faktoren:

Variablen und deren Wirkung auf die Wahrscheinlichkeit eines Erwerbswechsels bei Weiss 1995

Einflussgröße	Variablen	Wirkung auf Umstiegsneigung	
		VE ¹ zu NE ²	NE ² zu VE ¹
Betriebsgröße	Logarithmus der Reduzierten Landwirtschaftlichen Nutzfläche	negativ	positiv
Betriebswachstum	Änderung des Logarithmus der Reduzierten Landwirtschaftlichen Nutzfläche	negativ	positiv
Alter	Alter des Betriebsleiterehepaars	positiv	negativ
Familiengröße	Anzahl der im landwirtschaftlichen Haushalt lebenden Familienangehörigen	n.s. ³	negativ
Hofnachfolge	Hofnachfolge in der Vorperiode	positiv	positiv
Arbeitslosigkeit	Stellenandrangsziffer	positiv	negativ
	Änderung der Stellenandrangsziffer in der Vorperiode	n.s. ³	negativ
Lohnniveau	Änderung des geschätzten Lohnes	positiv	n.s. ³

1.....Vollerwerb;

2.....Nebenerwerb

3.....kein signifikanter Zusammenhang

Quelle: (Weiss 1995 zit. nach Weiß 2006: 4)

Agrarstrukturwandel und seine Begründungen

Die Thematik des Agrarstrukturwandels ist vielgestaltig. Die gegenwärtigen Wandlungsprozesse, ebenso wie bereits frühere, sind unübersehbar. Moderne landwirtschaftliche Betriebe und ihre Produktionsweisen von heute sind durch den Strukturwandel, den sie vollzogen haben, kaum mehr mit denen vor einigen Jahrzehnten zu vergleichen – wodurch dieser Wandel scheinbar leicht zu fassen ist. So vermittelt auch das Schlagwort von „wachsen oder weichen“ diesen Eindruck.

„Wachsen oder weichen“ beschreibt den Zustand des „Immer-größer-werdens“ der landwirtschaftlichen Betriebe bei gleichzeitiger Aufgabe vieler Kleinbetriebe (Zeitelhofer 2009: 56).²⁸

Dieser Prozess wird, wie Priebe (1985) anführt, häufig sogar mit Strukturwandel als synonym empfunden (vgl. Zeitelhofer 2009: 186). Ebenso sind diese Strukturveränderungen durch Technisierung und Intensivierung der Produktion, Rationalisierung der Betriebsführung sowie durch Anpassung an städtisch-industrielle Lebensstile gekennzeichnet (vgl. Pongratz 1991: 235). Zeitelhofer charakterisiert den Prozess der agrarischen Industrialisierung als Standardisierung, Massenproduktion und Spezialisierung (ebd. 2009: 56). Bohler und Hildebrand betonen in der Industrialisierung des Agrarsektors die Unterwerfung der Landwirtschaft unter kapitalistische Wirtschaftslogik und den Verlust ihres Status des Primärproduzenten durch ihre Abhängigkeit vom Energiesektor (vgl. Zeitelhofer 2009: 56).

Der Industrialisierungsprozess in der Landwirtschaft, der sich seit dem Ende des 2. Weltkrieges rasant entwickelt hat, ist jedoch bereits seit dieser Zeit unter deutlich differenzierten Bedingungen zu sehen. So war bis etwa 1960 die grundsätzliche Ernährungssicherstellung der maßgebende Fokuspunkt in der Agrarentwicklung. Das ab den 1970er-Jahren bereits in manchen Produktionsbereichen auftretende Überangebot einiger Produkte führte dann zu einer sinkenden Zahl von kleineren, nicht so rentablen, Agrarbetrieben und eine beginnende Abwanderung von Bauern und Bäuerinnen in andere Berufsspaten. Hierdurch schienen sich die Prognosen des Verschwindens von Klein- und Mittelbetrieben zu bewahrheiten. Diese Tendenz verstärkte sich besonders in den 1990er-Jahren, als die Agrarpolitik sich nicht mehr auf nationale

²⁸ Siehe dazu auch: Bodenstedt (2003:95).

Produktionsweisen beschränkte, sondern das Augenmerk um den europäischen Markt, wie auch um den übereuropäischen Markt erweiterte.

Sieder und Langthaler charakterisieren die globalisierte Landwirtschaft in drei wesentlichen Entwicklungssträngen.

„Erstens, die landwirtschaftliche Produktionsmenge und Produktivität – die Produktionsmenge pro aufgewandter Einheit an Land oder Arbeit – nahm um ein Vielfaches zu.

Zweitens, die Koppelung des Agrarsystems an seine soziale Umwelt gewann an Einfluss; die Landwirtschaft wurde zunehmend in die Produktkette der Industriegesellschaft eingebunden.

Drittens, das Agrarsystem wurde von seiner naturalen Umwelt bis zu einem gewissen Grad entkoppelt; die Landwirtschaft wurde durch den Übergang von der Solar- zur Fossilenergie aus den Kreisläufen des sie tragenden Ökosystems entbettet.“

(Sieder u. Langthaler 2010: 137)

Hier ist es allerdings unerlässlich darauf zu achten, ob in dieser Aussage nicht eine Tendenz, in der zwar der größte Teil der TeilnehmerInnen am agrarischen Sektor beinhaltet ist, als ein genereller Modus der Entwicklung artikuliert wird, und durch die Fokussierung andere Entwicklungen unberücksichtigt bleiben. Die Gefahr, die dabei besteht, liegt besonders darin, Prognosen durch ihre innere Logik oder durch den Grad ihrer Wahrscheinlichkeitsaussage mit den bestehenden Prozessen selbst zu identifizieren. Denn entgegen der eindeutigen Sichtbarkeit des Strukturwandels und der Geschwindigkeit mit der sich diese Änderungen auf einem globalen Markt artikulieren, zeigt sich bei einer Beurteilung der Prognosen, die sich mit landwirtschaftlichen Entwicklungsprozessen auseinandergesetzt haben, schnell, wie leicht diese dazu tendieren durch Vereinfachung der Prozessdimensionen Entwicklungen zu erklären und für die Zukunft zu projektieren, denen dann eine nur schwer wieder zu entziehende monopolisierte Geltungshoheit zu kommen kann, und zwar selbst dann, wenn die projektierte Entwicklung nicht eingetreten ist.

Eines der bekanntesten Beispiele der Gleichsetzung einer prognostizierten Logik mit dem tatsächlichen Prozess zeigt sich in den Theorien von Thomas Robert Malthus (1766-1834), der eine unvermeidliche Hungerkatastrophe entstehen sah, da sich seinen Folgerungen nach das Bevölkerungswachstum in einem Verhältnis von 1,2,4,8,16 usw. steigern, die Nahrungsmittelmenge sich jedoch nur in einem Verhältnis von 1,2,3,4,5 usw. steigern ließe.

Entgegen dieser Prognose steigerte sich jedoch die Produktivität um das 10-fache, wohingegen die Weltbevölkerung nur um das 6-fache stieg.

„Die steigende Nachfrage der wachsenden (Industrie-)Bevölkerung eilte – entgegen dem malthusianischen Modell – dem Angebot nicht einfach davon; vielmehr regte sie – entsprechend dem Modell der Agrarökonomin Ester Boserup²⁹ – die landwirtschaftlich tätigen Akteure zu erheblichen Produktivitäts- und Produktionssteigerungen an.“ (Sieder u. Langthaler 2010: 139)

Ebenso kamen im 19. Jahrhundert sowohl liberale als auch sozialistische Theoretiker zum selben Schluss und „prognostizierten die Verdrängung der kleinen Familienwirtschaften durch kapitalistische Großbetriebe [...]. Soeben durch die ‚Bauernbefreiung‘ politisch und wirtschaftlich zum Leben erweckt, wurde der Bauer schon wieder totgesagt.“ (Langthaler 2006: 76)³⁰

Der liberale Theoretiker Albrecht Daniel Thaer (1752-1828) war einer der Begründer der Landwirtschaftslehre³¹ und sah Arbeit in seinen Analysen als einen bloßen variablen Faktor an. Insofern war für ihn die familiäre Betriebsstruktur gegenüber einer durch unspezifische Arbeitskräfte getragenen Organisationsstruktur, die lediglich ihre Arbeitskraft verkaufen und je nach Ertragsnutzen zu- oder abgezogen werden können, unterlegen und letztlich überlebensunfähig, da sie gegenüber den Produktionssteigerungen kapitalistischer Wirtschaftsweisen zurück bleiben (vgl. Jürgens 2010: 2).

Zu annähernd der gleichen Folgerung, wenn auch unter Annahme von anderen Grundbedingungen, kommt auch der sozialistische Theoretiker Karl Kautsky (1854-1938) in seinen Arbeiten *Die Agrarfrage* (1899) und *Die Sozialisierung der Landwirtschaft* (1921).³²

Aber auch so ungleiche Denker wie Karl Wilhelm Bücher (1847-1930), Daniel Friedrich List (1789-1846), Werner Sombart (1863-1941) und Karl Marx (1818-1883) „deuten bäuerliche Wirtschaftsweisen als primitive wirtschaftliche Entwicklungsstufe

²⁹ Vgl. Ester Boserup, *The Conditions of Agricultural Growth*, London 1965

³⁰ Karin Jürgens (2010: 2) führt im Artikel *Wirtschaftsstile in der Landwirtschaft* auch noch an, dass sowohl in liberalen, marxistischen als auch konservativen Debatten das Gegensatzpaar Bauer – Unternehmer verwendet wurde.

³¹ Die Hauptwerke Thaers sind: *Grundsätze der rationellen Landwirtschaft* (1809-1812), 4 Bände und *Leitfaden zur allgemeinen landwirthschaftlichen Gewerbs-Lehre* (1815).

³² Eine Ausnahme in dieser Sichtweise unter den sozialistischen TheoretikerInnen stellte Eduard David mit seinem Werk *Socialismus und Landwirtschaft* (1903) dar, in dem er der marxistischen Entwicklungstheorie widersprach. „Der Analogieschluss von der Industrie auf die Landwirtschaft hätte keine Legitimität – der Kleinbetrieb sei in der Landwirtschaft überlegen, da er produktiver wäre. ‚Das Interesse höchster landwirtschaftlicher Produktivität‘ ... verlange die Förderung der Entwicklung zum landwirtschaftlichen Kleinbetrieb (David 1903, S. 698)“ (Vogel u. Wiesinger 2003: 4).

und setzten deren unausweichliche Überwindung mit kultureller und gesellschaftlicher Entwicklung gleich.“ (Jürgens 2010: 2)

Diese Sichtweise findet sich zum Teil auch in der modernen Agrarwissenschaft noch wieder.

„Landwirtschaft wird aus agrarwissenschaftlicher Sicht oft zur Wirkung ‚objektiver‘ Gesetzmäßigkeiten, die am besten von Fachleuten beherrscht werden, verkürzt; daraus ergibt sich die Forderung, die ‚subjektive‘ Betriebsführung der LandwirteInnen – etwa durch Aus- und Fortbildungsmaßnahmen – daran auszurichten. Entspricht die ‚subjektive‘ Betriebsführung dem ‚objektiven‘ Optimum – etwa dem höchstmöglichen Profit –, erscheint sie als ‚rational‘ (‚fortschrittlich‘, ‚modern‘, ‚optimal‘ usw.); weicht sie davon ab, gilt sie als ‚irrational‘ (‚rückständig‘, ‚traditional‘, ‚suboptimal‘ usw.).“ (Garstenauer et al. 2009: 86)

Interessant ist diesbezüglich aber insbesondere, dass die vermeintlich rückständige oder irrationale Handlungsweise der Bauern, weil den ökonomischen Kriterium der monetären Kosten/Nutzen-Analyse widersprechend, auch als Erklärung für die verfehlten Prognosen angeführt wurde. Dadurch wurde letztlich versucht diese Vorhersagen in ihrer grundsätzlichen analytischen Richtigkeit zu bestärken und die „Irrationalität“ der bäuerlichen Handlungsweisen als Grund für die Fehlprognosen vorzuschieben. Denn entgegen diesen Prognosen blieb die völlige Verdrängung der Kleinbauern bis heute aus.

„Den Agrarwissenschaften stellt sich damit die Frage, warum die *Integration der Landwirtschaft* um so vieles schwieriger ist als die Eingliederung anderer gesellschaftlicher Teilbereiche (z.B. des Handwerks) in das industriell-kapitalistische Gesellschaftssystem.“ (Pongratz 1987: 524)

Von einem Großteil der ‚etablierten‘ Agrarsoziologie wurde, so Pongratz, wie bei Kötter (1958), Deenen (1971), Planck (1971), oder Ziche (1970), in Anschluss an Ogburns Hypothese vom bäuerlichen „cultural-lag“³³ „in erster Linie das *unangepasste Bewusstsein* der Bauern für die besonderen Entwicklungsprobleme der Landwirtschaft verantwortlich gemacht. Die Landwirtschaft bleibt demnach rückständig, weil die Bauern an traditionellen Normen und Werten festhalten, die der industriell-kapitalistischen Realität nicht mehr angemessen sind.“ (ebd.)

³³ Diese Theorie wurde von William Fielding Ogburn 1922 in der Arbeit *Social Change with Respect to Culture and Original Nature* vorgestellt und sie geht davon aus, dass die Übernahme einer materiellen Innovation oder Technik eine Zeitspanne braucht bis diese richtig angewendet werden kann.

Pongratz sieht die artikulierte „Rückständigkeit“ der bäuerlichen Lebens- und Wirtschaftsform als Instrument, dessen „*Legitimation*“ aus der vorgeblichen Überlegenheit des Kolonisators über die als rückständig definierte Kolonie“ (ebd. 529) begründet ist.

Diese vermeintliche Irrationalität zeigt sich aber bloß hinsichtlich dieser reduktiven Analyseform als irrational.³⁴ Werden hingegen in einer Analyse über die Ursachen für den Wechsel oder die Beibehaltung einer bestimmten Wirtschaftsweise die gesamten Dimensionen der Begründung der AkteurInnen ernst genommen und analysiert, zeigt sich ein überaus weites Spektrum der Argumente für Entscheidungen. Es zeigt sich nämlich, daß die jeweiligen Entscheidungen bei weitem die Dimension des ökonomischen Kalküls überschreiten und sich meist in einen Gesamtaspekt der lebensweltlichen Positionen der AkteurInnen eingliedern lassen.

Durch diese Vorgehensweise werden ökonomische Kriterien nicht ausgeschlossen, sondern werden als lebensweltlicher Bezugspunkt anerkannt jedoch nicht immer als dominant angesehen. Diese ökonomischen Aspekte haben ihren Ursprung in den konkreten Lebenswelten der Akteure und werden nicht etwa von einer „unsichtbaren Hand“³⁵ gelenkt.³⁶

Eine solche Erweiterung der Analyseaspekte hat bereits Alexander Wassiljewitsch Tschajanow (geb. 1888, gest. zw. 1937 u. 1939) in seiner *Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft*, auf Deutsch erschienen im Jahr 1923 vertreten. In dieser Arbeit generiert er eine Theorie einer subsistenzwirtschaftlichen Produktionsweise und schlägt somit eine Erweiterung des Analysespektrums vor. Die Arbeitsverfügbarkeit wird nach lebensweltlich intentionalen Aspekten befragt und bedient sich nicht nur eines unabhängigen Rationalitätskalküls, sondern kontrastiert die Entscheidungen der bäuerlichen Hauswirtschaft gerade mit diesen Intentionen. Dabei betonte er, dass es

³⁴ Ich möchte an dieser Stelle nur darauf hinweisen, dass eine Analyse *richtig* sein kann, aber dennoch nicht *wahr* sein muss. Denn so kann etwa eine reduktive Analyse keinen Fehler beinhalten, dennoch aber ist das Ergebnis, da in der Analyse bestimmte Dimensionen einfach nicht erfasst werden, bloß durch Reduktion zustande gekommen und kann keinen Wahrheitswert beanspruchen.

³⁵ Diese Implikation der lebensweltlichen Dimension löst zwar das Problem der Wahrheitsproblematik alleine noch nicht ausreichend. Dies soll aber nicht das dezidierte Problem dieser Arbeit sein – auch wenn das Ergebnis vom Umgang mit dieser Problematik beeinflusst werden kann. Allerdings wird durch die Implikation, die lebensweltliche Begründungskomponente ernst zu nehmen, zumindest gewährleistet, dass das Spektrum der Analysedaten nicht schon zu Beginn und generell verkürzt wird. Damit ist auch die Gefahr geringer in reduktionistische Rationalitätsmuster zu verfallen. Jedoch ist andererseits hinsichtlich der Analyse auch auf die Gesamtdimension der Vollzugsweisen zu achten und diese ist dann eben auch mit den jeweiligen Angaben der AkteurInnen zu vergleichen und gegebenenfalls zu adaptieren.

³⁶ Diese Erweiterung der Analysedimension löst zwar das Problem des logischen Fehlschlusses nicht auf, aber sie reduziert die Gefahr den bekannten reduzierten Rationalitätsmustern zum Opfer zu fallen.

bäuerlichen Familien möglich ist (als Überlebensstrategie) bei ungünstigen Wirtschaftsbedingungen ihren Konsum einzuschränken. Hier steht das Konzept der „Selbstaussbeutung“ dem der kapitalistischen „Fremdaussbeutung“ gegenüber.

Tschajanow vertrat damit eine eigenständige Perspektive im Hinblick auf die alte Frage, ob der bäuerliche Familienbetrieb durch die Kapitalisierung verschwinden wird oder nicht. Seine diesbezügliche Auseinandersetzung mit Lenin ist als Lenin-Tschajanow-Debatte in die Literatur eingegangen (vgl. Vogel u. Wiesinger 2003). Im Gegensatz zu Lenin, der als Folge der Industrialisierung und Kapitalisierung eine Aufspaltung der Landbevölkerung in eine große Klasse von Landlosen Proletariat (Landarbeitern) einerseits und andererseits eine kleine Gruppe von Besitzenden Großagrariern (Kapitalisten) prognostizierte, betont Tschajanow die Überlebensfähigkeit der Kleibauern. Diese seien fähig durch den Rückzug auf eine bescheidene Lebensweise jenseits der Marktverflechtungen durch Konsumverzicht und Selbstaussbeutung Krisenzeiten besser zu überstehen als kapitalisierte Großbetriebe (vgl. Shanin 1990). Gerade diesem Aspekt von Tschajanows Theorie der Familienwirtschaft wurde im Bezug auf die Länder des Südens in der Kultur- und Sozialanthropologie stark rezipiert (vgl. Harris 2005).

Neuerdings finden diese Themen auch Eingang in die hiesigen agrarsoziologischen Diskussionen. Joseph Hoppichler sieht in der selektiven Betrachtung des Strukturwandels eine gesellschaftspolitische Verfehlung „eine[r] Ideologie des ‚Wachsens und Weichens‘, die in eine Art Anleitung mündet, wie man durch Politik möglichst schnell ein verarmtes Land- und Industrieproletariat auch im 21. Jahrhundert schaffen könnte.“ (ebd. 2007: 153)

Als Beispiel führt er die entstandenen großbetrieblichen Strukturen an die im Osten Deutschlands nach der Wiedervereinigung, und zwar nicht durch das freie Spiel des Marktes, sondern durch gezielte politische Steuerung, entstanden sind. Die Menschen, die ihre Arbeitsplätze in den Klein- und Mittelbetrieben verloren mussten schließlich von der Allgemeinheit unterstützt werden. Die Bevölkerung musste zugunsten einiger großer wettbewerbsfähiger Betriebe eine Abwanderung aus den ländlichen Gebieten und eine zunehmende Verschlechterung der Infrastruktur am Land hinnehmen, welche alternativ durch die verteilte Struktur von Kleinbetrieben erhalten geblieben wäre (ebd. 154f).

Einer Argumentation, dass eine großbetriebliche Struktur eine höhere Produktionsleistung liefert, entgegnet Hoppichler, dass etwa bei Betrachtung der Erträge von Kleinbauern in Asien zu sehen ist, dass diese Klein- und Kleinstbauern mit einer Anbaufläche von weniger als einem Hektar in Summe mehr als ein Viertel der weltweiten Reisproduktion erwirtschaften. Derart kleine Betriebsstrukturen sind für das politische Fördersystem nicht relevant, da Bauern mit überwiegend subsistenzwirtschaftlicher Ausrichtung vermeintlich nicht von gesellschaftlichem/wirtschaftlichem Interesse, demnach wenig nutzbringend für Staat und Lobbyismus sind. Obgleich ich hierzu keine Daten vorlege, schließe ich mich der kritischen Argumentation von Hoppichler an, da ich aus meiner praktischen Erfahrung sagen kann, dass Klein- und Mittelbetriebe, da multifaktorell und nicht rein wirtschaftlich motiviert, sehr investitionsfreudige Betriebsformen sind. Diese Umstand wird im empirischen Teil durch die Aussagen über die Eigenmechanisierung- „[...] darum hat eigentlich jeder fast alles selber. Ich habe alle Maschinen alleine, fast (QuA15: 12)“ verdeutlicht.

„Die Reisbauern und Reisbäuerinnen dieser Welt erzeugen 600 Millionen Tonnen Reis auf mehr als 150 Millionen Hektar und sie ernähren damit mehr als drei Milliarden Menschen – also die Hälfte der Menschheit. „Allein in Asien pflanzen über eine Milliarde Menschen Reis an, er deckt bis zu 80 Prozent des Kalorienbedarfs der Menschen ab. Nur Weizen wird noch häufiger angebaut, jedoch vielfach als Tierfutter verwendet.“ – so steht es in der „Reismappe“ der deutschen Welthungerhilfe. Die durchschnittliche Betriebsgröße dieser Reisbauern und Reisbäuerinnen liegt weit unter der Hektargrenze. Sie würden nach europäischen Maßstäben gar nicht in die Agrarstatistiken aufgenommen, denn sie fielen unter die Rubrik „Hausgärten“ oder würden als Kleinst- und Hobbylandwirte bezeichnet werden. Auf Förderungen hätten sie schon gar keinen Anspruch. Aber genau diese, auf Selbstversorgung ausgerichteten, KleinbäuerInnen ernähren eigentlich einen Großteil der Menschheit, so wie sie es immer getan haben.“
(Hoppichler 2007: 152)

Landwirtschaftsstile

Ausgehend von der lebensweltlichen Position, die über eine einseitige Rationalität hinausgeht, argumentieren auch Dax, Niessler und Vitzthums (1993), dass die Entscheidungskriterien in der „sozialen Situation“ zu finden sind und sprechen damit gegen eine Vereinfachung der Erklärungsweise auf monokausale Ursachen, sondern für eine erkennbare Tendenz hinsichtlich einer holistischen Perspektive die sich nicht nur auf monetäre wirtschaftliche Erklärungsdimensionen beschränkt.

Es ist auch bei diesem Argument darauf zu achten, dass nicht abgeleitet wird, AkteurInnen würden oder könnten nicht auch diese eingeschränkte Dimension als Beurteilungskriterium anwenden. Denn es muss letztlich von einer differenzierten Gewichtung der Dimensionen bei den Entscheidungsfindungen der AkteurInnen gesprochen werden.

So lässt sich etwa zu den Ausführungen bei Erlacher et al. (2009) bezüglich der Ausbildung als aussagekräftigsten angeführten Faktor anbringen, dass der Parameter einer nicht landwirtschaftlichen Ausbildung bewirkt, dass das Kriterium des Ökonomischen gegenüber anderen Aspekten gestärkt wird.

Die bereits angeführte umfassendere soziale Dimension kann sich also erst als wichtig erweisen, wenn lebensweltlich relevant, oder zumindest ihren Möglichkeiten nach für die AkteurInnen sichtbar wird und deren Bedeutung damit erkannt werden kann. Das Alter der Personen spielt hier eine wichtige Rolle.

In der kritischen Agrarforschung wurde von einer Forschungsgruppe um den Agrarsoziologen Jan Douwe van der Ploeg ein Konzept erarbeitet, welches „von der alltäglichen beobachteten Vielfalt wirtschaftlicher Rationalität und den vielfältigen Bedürfnissen und Ausgangsbedingungen des Landwirtschaftens hergeleitet wurde“ (Jürgens 2010: 2). Das Konzept der *Landwirtschaftsstile* (farming styles) erarbeitet eine von den lebensweltlichen Aspekten ausgehende Analyse und zeigt die Unterschiedlichkeiten der Praktiken, Wertigkeiten und die Entwicklungsmöglichkeiten in landwirtschaftlichen Betriebsführungen auf. Die jeweilige Betriebsführung wird so als ein soziales Gesamtgefüge, bestehend aus der symbolischen, sozialen (als Familienstruktur) und der materiellen Dimension, betrachtet und diese Form der Analyse entgeht dabei, zumindest potentiell, der Gefahr, durch vorgefasste Rationalitätsmustern einschränkende

Ergebnisse zu erzielen, wie dies etwa beim Konzept des „cultural-lag“ von Ogburn oder der Zuschreibung von „Irrationalität“ bei nicht-monetär-ökonomischem Verhalten geschieht.

„Das Konzept der Landwirtschaftsstile bricht mit derart strukturfixierten Abstraktionen, indem es unser Augenmerk auf die konkrete Praxis der wirtschaftenden Menschen lenkt – mithin die Agrarstrukturgeschichte hin zu einer Agrarpraxisgeschichte erweitert.“ (Garstenauer et al. 2010: 86)

Die Analysen von van der Ploeg zeigen,

„[...] dass Bäuerinnen und Bauern in ihrer Wirtschaftspraxis nicht unmittelbar durch die von außen auf sie einwirkenden Strukturen bestimmt sind; demgegenüber folgen sie selbst unter ähnlichen Strukturbedingungen unterschiedlichen Praxisstrategien und prägen ihre Agrarsysteme auf vielfältige Weise. Um einige Beispiele zu nennen: Trotz ähnlicher Bedingungen entscheiden sich manche HofbesitzerInnen für die Spezialisierung auf einen Betriebszweig, andere setzen auf mehrere Standbeine; manche verschulden sich durch Maschineneinkäufe in enormer Höhe, andere kommen ohne größere Schulden über die Runden; manche drängen mit allen Mitteln zur Betriebsvergrößerung, andere wiederum geben sich mit dem Status Quo zufrieden.“ (Tod 2012: 6)

Die jeweilige betriebliche Rationalität wird nicht nur durch Wachstumsstrategien, Märkte, Technologie und Arbeitskraft bestimmt, sondern wird gemäß diesem Konzept von ihrer symbolischen, sozialen und materiellen Dimension³⁷ hinsichtlich Markt, Wertorientierung und familiärer Struktur im dynamischen Zusammenhang mit den jeweiligen betriebsbiographischen Zusammenhängern her analysiert.

Im heutigen Mainstream der Agrarwissenschaften wird Landwirtschaft oft als Funktion äußerer Gesetzmäßigkeiten verstanden. Boden-, Klima- und Reliefbedingungen, Produktpreise, agrarpolitische Rahmenbedingungen und so fort gelten als Faktoren, die betriebliche Agrarsysteme maßgeblich von außen her bestimmen. Folglich wird häufig die Innenseite von Agrarsystemen, das alltägliche Denken und Handeln der wirtschaftenden Akteure, ausgeblendet. Das Konzept der *farming styles* (van der Ploeg 2003) unternimmt einen Perspektivenwechsel, indem es von der Außen- zur Innenseite der Agrarstrukturen – zur *strukturierten und strukturierenden Praxis* der Akteure – schwenkt. (Tod 2012: 6)

³⁷ Van der Ploeg spricht auch davon, dass ein Landwirtschaftsstil ein sozio-technisches Netzwerk zwischen der symbolischen, sozialen und der materiellen Dimension spannt (van der Ploeg 2003: 111, zitiert nach: Tod 2012: 7)

In der Analyse von Landwirtschaftsstilen in 10 Gemeinden in Niederösterreich³⁸ (Tod 2012) konnten 6 Landwirtschaftsstile herausgearbeitet werden.

Bei den beforschten Betrieben wurden jeweils drei Datenerhebungen von 1970 bis 2011 durchgeführt. Die Analyse wird in unterschiedliche Ebenen gegliedert.

Die erste Ebene bildet dabei die jeweilige Frage nach dem speziellen Gegenstand der wirtschaftlichen Agrarsystems³⁹, wie auch deren Quantität und die technische Ausstattung ab.

Die zweite Ebene erarbeitet die verschiedenen erkennbaren Ausrichtungen in den jeweiligen Wirtschaftsweisen. Diese 6 Wirtschaftsstile die Tod in ihrer Analyse herausarbeitet⁴⁰, differenzieren auf Basis des Umgangs mit Kapital und der Sichtweise der Existenzgrundlage des Betriebs. Also geht es dabei in gewisser Weise um den Kapitaleinsatz in Hinblick auf die für wahr gehaltenen, bzw. eingenommenen, Zukunftsperspektiven.

Die dritte Analyseebene ergibt sich aus narrativ-biographischen Interviews mit den jeweiligen BetriebsleiterInnen, die mit den beiden anderen Ebenen kombiniert wird.

Die erste Ebene der Agrarsysteme analysiert die Haushalts- und Betriebsdaten und umfasst zwei Dimensionen: Einerseits den Unterschied zwischen der günstigen oder ungünstigen Lage der Wirtschaftsflächen, andererseits wird zwischen viehlosen Betrieben und solchen mit Viehhaltung differenziert.

In Gunstlagen dominiert oft die Ackerwirtschaft, während Ungunstlagen in der Regel Grünlandwirtschaft betreiben und zumeist weniger Kulturfläche, wie auch schlechtere Bonität und Infrastruktur haben.

„Das Unterscheidungskriterium Betriebsstandort differenziert die Betriebe durch eine Kombination von Merkmalen (Seehöhe und Bahnentfernung, Kulturflächengröße und -verteilung, Maschinenbestand usw.), die im

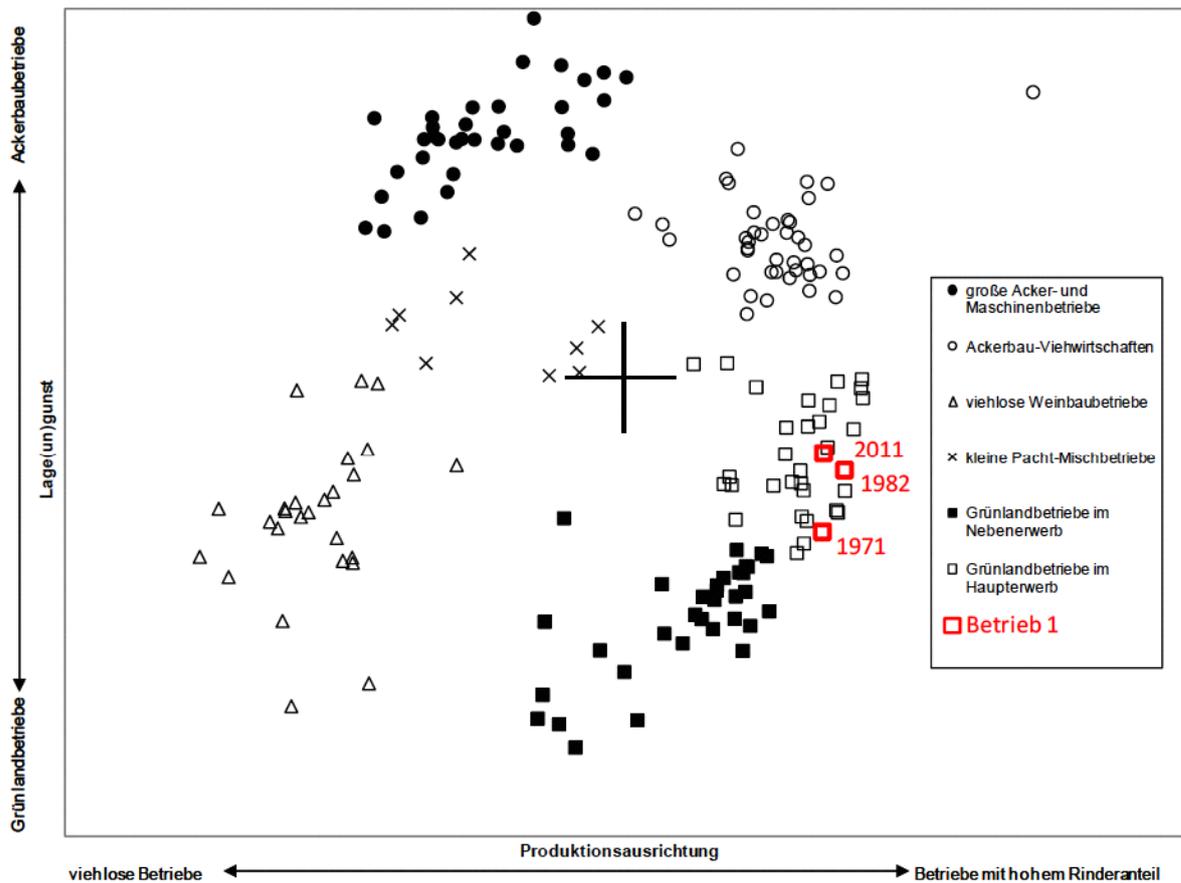
³⁸ Die Gemeinden waren: Texing, Plankenstein, St. Gotthard, Grimmege, Pöllendorf, Bischofstetten, Giesshöbl, Brunn am Gebirge, Guntramsdorf und Achau.

³⁹ Es werden in der Analyse 6 Agrarsysteme unterschieden: Große Acker- und Maschinenbetriebe, Ackerbau-Viehwirtschaften, Viehlose Weinbaubetriebe, Kleine Pacht-Mischbetriebe, Grünlandbetriebe im Nebenerwerb und Grünlandbetriebe im Haupteberwerb. Siehe zur genaueren Bestimmung: Tod (2012: 13-16).

⁴⁰ In Tods Analyse sind diese: Weiterwirtschaften trotz schwieriger Umstände, Innovatives Investieren, Landbewirtschaften mit Zukunft, Eigenständiges Wachsen, Kooperatives Spezialisieren, Arbeitsintensives Optimieren. (Ebd. 23-28).

Zusammenhang mit der Produktionsausrichtung stehen. [...] Die Betriebe fanden in die Clusteranalyse jahrgangsweise Eingang, d.h. ein Betrieb aus der Erhebung 1970/71, 1982/83 oder 2011 wurde jeweils als einzelner Fall betrachtet und als solcher einem der nachstehenden Agrarsysteme zugeordnet.“ (Tod 2012: 12f)

Der Raum der Agrarsysteme



Quelle: Tod (2012:33)

Hier werden die Entwicklungen der 56 Betriebe ausgehend von den drei Erhebungszeiträumen angeführt.

Die Betriebe wurden zu jedem Erhebungszeitraum als einzelner Fall betrachtet. Dies macht eine allfällige „Bewegung“ der Betriebe innerhalb des Erhebungszeitraumes in mehreren Dimensionen sichtbar.

	AS 1970/71	AS 1982/83	AS 2011	Anzahl der Betriebe	Entwicklungsmuster
Mank	2	2	2	12	Kontinuität
	6	6	6	6	Kontinuität
	5	5	5	5	Kontinuität
	6	6	5	5	
	6	5	5	3	Extensivierung bzw. Wechsel in Nebenerwerb
	5	6	5	3	
	1	1	1	10	Kontinuität
Mödling	3	3	3	6	Kontinuität
	4	4	3	3	Spezialisierung auf Weinbau
	1	1	3		
	–	–	–	3	sonstige Entwicklung

Legende: AS Agrarsystem, 1 Große Acker- und Maschinenbetriebe, 2 Ackerbau-Viehwirtschaften, 3 Viehlose Weinbaubetriebe, 4 Kleine Acker-Mischbetriebe, 5 Grünlandbetriebe im Nebenerwerb, 6 Grünlandbetriebe im Haupterwerb

Quelle: Tod (2012:17)

Besonders deutlich zeigt sich in dieser Analyse für Mank die Kontinuität von Ackerbau-Viehwirtschaften und die Tendenz zum Wechseln der Betriebsform bzw. des Agrarsystems ist besonders bei Grünlandbetrieben zu erkennen. In Mödling wiederum zeigen zum einen besonders große Acker- und Maschinenbetriebe Kontinuität,⁴¹ zum anderen wird aus der Analyse ersichtlich, dass das Agrarsystem viehloser Weinbau zahlenmäßig im Wachsen ist.

Als nächster Schritt wurde in der Analyse eine standardisierte Befragung der BetriebsleiterInnen zum Thema Landwirtschaft im Allgemeinen und zur jeweiligen Betriebsführung durchgeführt. Zusätzlich wurde ein narrativ-biographisches Interview gemacht. Es ergaben sich zwei Dimensionen, die für die Unterscheidung der Wirtschaftsstile von Bedeutung sind. „Zum einen geht es darum, in wie weit Bäuerinnen und Bauern Landwirtschaft als ungesicherte bzw. tragfähige *Existenzgrundlage* verstehen (Dimension 1); zum anderen differenzieren sich die BetriebsleiterInnen hinsichtlich ihres *Umgangs mit Betriebskapital* (Dimension 2).“ (Tod 2012: 19)

Ausgehend von der jeweilige Ausrichtung der Dimensionen sind unterschiedliche Konnotationen zu erkennen. Wird die Existenzgrundlage als gefährdet betrachtet, so treten Äußerungen von Fremdbestimmung, schlechter Infrastruktur und politischer Irrelevanz der

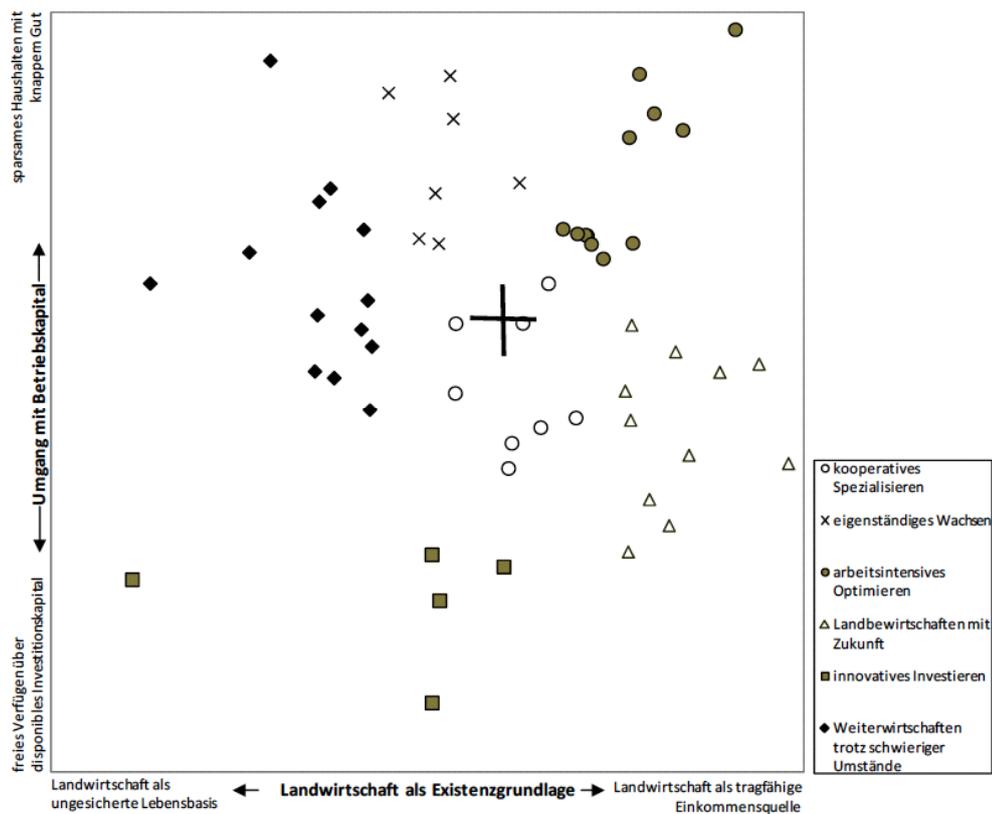
⁴¹ Zum Verständnis ist zu erwähnen, dass der zwischen Mark und Mödling gesetzte Trennstrich sich auf einer falschen Position befindet und eine Zeile höher angesetzt hätte werden müssen.

Bauern gehäuft auf. Jedoch wird die Weiterführung und Weitergabe des Hofes an die kommende Generation als sehr wichtig eingestuft. Eine positive Sichtweise der Existenzgrundlage bedingt auf der anderen Seite, dass die Eigeninitiative und das politische Handeln, so wie die gesellschaftliche Bedeutung der Bauern als wichtig und sinnvoll erachtet wird.

Die zweite Analyseebene, der Umgang mit zur Verfügung stehendem Kapital, beinhaltet bei Risikobereitschaft mit der Aufnahme von Fremdkapital ein Streben nach Innovation und Weiterentwicklung. Der Austausch mit Berufskollegen und der Landwirtschaftskammer, wie auch von Fortbildungen wird dabei gefördert. Bei einer Ausrichtung auf sorgsames Haushalten mit vorhandenen Betriebsmitteln steht die Unabhängigkeit als Wert im Zentrum, wie auch der bewusste Umgang mit der Natur. Aus diesen Gesichtspunkten ergeben sich die Landwirtschaftsstile.

In der Clusteranalyse ergibt sich dabei folgendes Bild der unterschiedlichen Umgangsformen der Betriebe:

Der Raum der Wirtschaftsstile



Quelle: Tod (2012:23)

In der Analyse konnten 6 unterschiedliche Wirtschaftsstile ausgewertet werden. Als Beispiel seien hier 2 dieser Stile angeführt.⁴²

Einer dieser Wirtschaftsstile, *Weiterwirtschaften trotz schwieriger Umstände* ist charakterisiert durch Angaben der BetriebsleiterInnen hinsichtlich erschwerender Arbeitsbedingungen durch Ungunstlagen und schlechter Infrastruktur. Die Existenzgrundlage durch die Betriebe wird als eher unsicher bewertet. Die Betriebe werden als klein beschrieben und der Kapitalumgang ist den Angaben zufolge im Mittelfeld angesiedelt, mit Betonung auf eine gesicherte und risikoarme Rentabilität. Die Betriebsführung ist auf die Arbeit im Familienverband und mit Nachbarn ausgerichtet. Die gegenwärtige Landwirtschaftspolitik wird geringem Einfluss wie auch die politische Bedeutung der LandwirtInnen selbst gering bewertet wird. Hohe Arbeitsintensität wird in Kauf genommen. Die Zukunftsperspektive wird nicht in der technologischen Weiterentwicklung gesehen, sondern eher im Ausbau eines anderen landwirtschaftlichen Standbeins oder im Wechsel in den Nebenerwerb. Häufig wird mindestens ein Urlaub im Jahr angegeben (vgl. Tod 2012:23f).

Hingegen ist der Stil *Innovatives Investieren* gerade durch den Gebrauch von außerbetrieblichem Investitionskapital geprägt. Die BetriebsleiterInnen verstehen sich als WirtschaftlerInnen von Großbetrieben und setzen großen Wert auf Innovation und Fortbildung. Sparsamkeit wird eher negativ konnotiert. Ebenso hat Direktvermarktung und Selbstversorgung eine geringe Bedeutung. Die Wirtschaftsweise richtet sich nicht nach Fördergeld aus. Die Betriebsführung ist auf Diversität ausgerichtet und Umstiege in den Nebenerwerb werden nicht ausgeschlossen. Lage und Marktanbindung werden als benachteiligt angegeben. Politisches Engagement ist selten und die politische Bedeutung der Landwirtschaft wird als gering eingeschätzt (vgl. Tod 2012:24).

Ausgehend von diesen beiden Ebenen lässt sich vergleichen, ob bei unterschiedlichen Agrarsystemen verschiedene Wirtschaftsstile vorkommen können, bzw. mit welcher Häufigkeit Agrarsysteme und Wirtschaftsstile zusammen auftreten.

⁴² Für die ausführliche Kenntnisnahme der 6 Wirtschaftsstile siehe: Tod (2012), Seiten 23-26.

	<i>WS 1</i>	<i>WS 2</i>	<i>WS 3</i>	<i>WS 4</i>	<i>WS 5</i>	<i>WS 6</i>	<i>Summe</i>
<i>AS 1</i>	–	1	5	–	2	3	11
<i>AS 2</i>	2	1	1	3	2	3	12
<i>AS 3</i>	1	–	4	–	–	5	10
<i>AS 4</i>	–	–	–	1	–	–	1
<i>AS 5</i>	7	2	1	3	3	–	16
<i>AS 6</i>	3	1		–	1	1	6
<i>Summe</i>	13	5	11	7	8	12	56

Legende: AS 1 Große Acker- und Maschinenbetriebe, AS 2 Ackerbau-Viehwirtschaften, AS 3 Viehlose Weinbaubetriebe, AS 4 Kleine Acker-Mischbetriebe, AS 5 Grünlandbetriebe im Nebenerwerb, AS 6 Grünlandbetriebe im Haupterwerb, WS 1 Weiterwirtschaften trotz schwieriger Umstände, WS 2 Innovatives Investieren, WS 3 Landbewirtschaften mit Zukunft, WS 4 Eigenständiges Wachsen, WS 5 Kooperatives Spezialisieren, WS 6 Arbeitsintensives Optimieren

Quelle: Tod (2012:27)

Die dritte Ebene, die Tiefenanalyse, erhebt zusätzliche Daten aus narrativ-biographischen Interviews. Diese Interviews werden hinsichtlich sich wiederholender Orientierungsmuster geprüft. Dadurch können die Daten für die einzelnen Betriebe im Detail nachgebessert und ergänzt werden. Ziel ist es die Betriebspositionierungen untereinander vergleichbar und die Entscheidungen nachvollziehbar zu machen. Es kann somit der Einfluss der Mechanisierung zwischenbetrieblich betrachtet werden (vgl. Tod 2012: 31f)

Ebenso lassen sich spezifische Orientierungsmuster der Betriebe erkennen, die sich in der Analyse wie folgt beschreiben: *Vom Betrieb leben können, Freier Bauer sein, Hoher Arbeitseinsatz*, usw. (ebd. 36-39).

Aus dieser Analyseform ergibt sich ein multidimensionales Bild der Betriebe in ihrer materiellen und sozialen Struktur. Es werden sowohl die jeweiligen Haushalts- und Betriebsdaten der Agrarsysteme, wie auch die Wirtschaftsstile und deren spezifische Ausrichtungen berücksichtigt. Dadurch wird nicht nur der Fokus auf einen Strukturwandel als äußeres Geschehen von materiellen und ökonomischen Bedingungen analysiert, sondern auch die innerbetriebliche soziale Komponente und die Praxis der AkteurInnen miteinbezogen.

Hinsichtlich der Analyse führt Tod an:

„Besonders interessant zeigte sich die längerfristige Untersuchung der Betriebe hinsichtlich kontinuierlicher und veränderlicher Momente der Wirtschaftsweise im Zusammenhang mit den Einstellungen der Befragten. In den acht Betriebsgeschichten wird deutlich, dass nicht nur die Veränderung äußerer Rahmendbedingungen, wie beispielsweise sich ändernde Absatz- und Marktverhältnisse, sondern auch betriebsinterne Faktoren Anlass sind, dass die Art und Weise des Wirtschaftens adaptiert wird. Anlässe für eine Neuorientierung des Landwirtschaftsstils sind besonders Übergabephasen, in denen die Zuständigkeiten und Machtverhältnisse auf Betrieben neu verhandelt werden. Die Fallbeispiele zeigen aber auch, dass es durch aus möglich ist, dass auf Betrieben über Jahrzehnte und Generationen hinweg ähnliche Standbeine verfolgt werden und aufeinander folgende BetriebsleiterInnen auch ähnliche Einstellungen zur Landwirtschaft teilen. Dabei kommt zum Ausdruck, dass Landwirtschaftsstile in der Regel eine zeitliche Beständigkeit aufweisen und sich nur selten kurzfristig ändern. Das liegt unter anderem daran, weil auch die sozialen und natürlichen Rahmenbedingungen der Landbewirtschaftung eine gewisse Stabilität aufweisen.“ (Tod 2012: 97f)

Durch ein solches Analyseverfahren wird deutlich, dass die BetriebsleiterInnen keinen irrationalen Handlungsweisen folgen, wenn sie andere als monetär wirtschaftliche Ziele, nämlich das soziale Hofgefüge, die kulturellen Wertigkeiten oder Ziele von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung verfolgen.

Es zeigt sich dabei aber auch, dass das Konzept des „Eigennutzes“ seit Adam Smith eine monetär-ökonomische Verkürzung des Begriffs nahe legt⁴³, da Nutzen sich in seinen Zielen vielmehr auf alle Dimensionen des sozialen Lebens richtet. Somit kann subsistenzwirtschaftliche Betriebsführung diesen Dimensionen und deren Wertigkeiten in sehr viel rationalerer Weise gerecht werden.

⁴³ Vgl.: Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen*, 4. Buch, Kap. II

Empirischer Zugang

Fallbeispiel 1:

Zwei Befragungen wurden am Hof der Familie Huber durchgeführt. Zuerst erfolgte das Interview mit dem Betriebsleiter Franz Huber, und einige Tage später mit dem prospektiven Hofnachfolger Peter Huber.

Die Landwirtschaft der Familie Huber wird als Milchviehbetrieb im Vollerwerb geführt. Seit kurzem wird die Milch über eine spezielle Produktschiene eines bekannten Diskontmarktes vertrieben. Der Betriebsleiter übt gelegentlich eine außerlandwirtschaftliche Nebentätigkeit aus. Der zukünftige Hofübernehmer geht zur Zeit des Interviews noch seinem Beruf als Maschinenbaumeister in der Voest Alpine in Linz nach. Diese Berufsausbildung sieht er durch die zusätzlich erworbenen Fertigkeiten als Bereicherung für seine spätere landwirtschaftliche Tätigkeit.

Interview Franz Huber:

QuA24

Betriebsdaten:

Die bewirtschaftete Fläche beträgt ca. 35 ha. Diese teilt sich auf in ca. 12 ha Ackerfläche, 8 ha Grünland und ca. 13 ha Wald. Von den am Betrieb gehaltenen 45 Stück Vieh sind im Durchschnitt 16-17 Milchkühe. Der restliche Viehbestand ist Jungvieh. Die Rindermast wurde vor einiger Zeit eingestellt.

Franz Huber wurde 1953 geboren und ist der Betriebsführer des Hofes. Im Jahr 1978 heiratete er seine Frau mit der er, wie er sagt, immer noch glücklich ist. Aus dieser Ehe entstanden vier Kinder, wobei drei davon den Hof bereits verlassen haben. Im gemeinsamen Haushalt lebt auch noch die 82 jährige, pflegebedürftige Mutter des Betriebsleiters.

Alle vier Kinder haben einen Beruf erlernt. So wie die Situation sich momentan darstellt, wird der jüngste Sohn einmal den Hof übernehmen. Die Schwiegertochter arbeitet in Linz als Diplomkrankenschwester. Ihre Präferenz ist es, so wird vermutet, ihren Arbeitsplatz

beizubehalten. Der Sohn soll nach der Übernahme im Haupterwerb am Hof bleiben. Aber das ist alles noch nicht ganz festgelegt - „[...] aber da muss man erst schauen, wie das wirklich wird.“ (QuA24: 1).

Auch nach erfolgter Hofübergabe haben die Eltern vor weiter am Betrieb mitzuarbeiten. Sie fügen hinzu, dass diese Mitarbeit davon abhängig ist, dass sie körperlich dazu in der Lage sind, und die Verhältnisse innerhalb der Familie für sie passen. Solange werden sie als Unterstützung für die junge Generation da sein.

Der Betrieb wurde 1980 nach dem Tod des Vaters übernommen.

Die Frage, ob Franz den Hof auch übernehmen will, wurde eigentlich nicht gestellt.

„[...] meine Eltern hatten vier Kinder und ich war der älteste Sohn, also das zweitgeborene Kind, und zu mir haben sie immer gesagt - du nimmst das Haus.“ (QuA24: 4)

Nach dem Tod des Vaters hat Franz seine Hilfsarbeitertätigkeit in Amstetten aufgegeben. Da jedoch zu dieser Zeit der Lebensunterhalt der Familie noch nicht zur Gänze aus der Landwirtschaft bestritten werden konnte, hat er noch Gelegenheitsarbeiten angenommen.

„[...] ich habe dann das Arbeiten gleich aufgehört, weil maschinell waren wir auch noch nicht so ausgerüstet, jetzt ist auf einmal so viel Arbeit angefallen, die haben wir nicht mehr bewältigen können - dann bin ich daheim geblieben. Gelegenheitsjobs hab ich halt gemacht, damit etwas Geld hereinkommt - weil der Betrieb auch noch nicht so viel Einkommen abgeworfen hat.“ (QuA24: 2)

Die Hofübernahme gestaltete sich als schwierige Zeit für Franz Huber. Zwar war er schon seit längerem in die betrieblichen Abläufe und Entscheidungen eingebunden worden, sodass er das Wirtschaftsgeschehen kannte. Die Schwierigkeiten bestanden darin, dass noch finanzielle Verpflichtungen Dritten, und auch den Geschwistern gegenüber bedient werden mussten.

„[...] in der ersten Zeit ist es mir sicher nicht gerade gut gegangen, vom Finanziellen her - meine Arbeit habe ich aufgegeben also kam auch kein Lohn mehr herein. Ich habe dann zusätzlich Gelegenheitsjobs gemacht, aber das ist halt auch nur Gelegenheitsgeld - das geht so schnell [hinaus] wie es hereinkommt.“ (QuA24: 5)

Zu dieser Zeit waren die Kinder noch klein, und da der Betrieb zu groß war um von der Ehefrau alleine bewirtschaftet zu werden, entschieden sie sich für eine Betriebsaufstockung durch Pachtung zusätzlicher, landwirtschaftlicher Flächen und die Erhöhung des Viehbestandes.

„[...] für die Frau alleine war der Betrieb zu groß, deshalb haben wir versucht den Betrieb zu vergrößern. Den Viehbestand etwas erhöht, dann war aber die Landwirtschaftsfläche wieder zu wenig, deshalb haben wir wieder zugepachtet. Den Pachtgrund haben wir heute noch, die Tiere haben wir auch heute noch - und in die Arbeit geh ich trotzdem wieder.“ (lacht)

„[...] wenn wir Silage machen, sind wir in drei Tagen fertig. Entweder am Wochenende oder ich nehme mir ein paar Tage Urlaub - dann funktioniert das schon. Das sind halt dann wirklich drei anstrengende Tage - das geht - muss gehen.“ (QuA24: 5)

Der Hauptbetriebszweig ist die Milchproduktion. Die Menge der an die Molkerei lieferbaren Milch ist durch die *Betriebsbezogene Milchlieferquote* geregelt. Bei der Einführung der Quotenregelung im Jahr 1978 bekam jeder Betrieb, der zu dieser Zeit Milch an eine Molkerei lieferte, eine individuelle Anzahl an Lieferrechten zugeteilt. Dieses Kontingent ist frei handelbar. Benötigt ein Betrieb mehr Milchlieferrechte so kann er diese von anderen Betrieben zukaufen. Solche Kontingenterhöhungen sind meistens mit einem hohen finanziellen Aufwand verbunden. Auch am Hof der Familie Huber stellen die vorhandenen Milchlieferrechte einen limitierenden Faktor für die Ausweitung des Hauptbetriebszweiges dar.

„[...] und vom Milchpreis her - ich weiß nicht - soll man jammern oder soll man nicht

jammern, [...] , wir sind halt in einer Höhenlage, wo nicht mehr alles gedeiht.⁴⁴

Wir sind hier praktisch auf die Milchwirtschaft und die Viehwirtschaft angewiesen - das ist unsere Haupteinnahmequelle und eine kleine Aufbesserung gibt es durch den Nebenjob.“ (QuA24: 2)

Die anfallenden Arbeiten am Betrieb werden laut den Angaben des Betriebsleiters zu 90% von familieneigenen Arbeitskräften erledigt. Lediglich Arbeiten, zu deren Durchführung Spezialmaschinen benötigt werden, wie etwa der Pflanzenschutz, werden an den Maschinenring delegiert.

Anfallende Alltagsarbeiten werden vom Betriebsführerehepaar gemeinsam bewältigt, geregelt durch eine, oft übliche, betriebsinterne Aufgabenverteilung. So übernimmt die Frau das Melken der Kühe und der Mann die Fütterung der Tiere, wobei diese Aufgabenteilung bei Bedarf flexibel zu sehen ist. Auch der Sohn und künftige Hoferbe arbeitet bereits mit und erledigt einen Teil der Feldarbeit.

Sollte wirklich einmal „Not am Manne sein“, so sagt der Betriebsführer, wird auf die guten nachbarschaftlichen Beziehungen zu einem Betriebsführerehepaar in der näheren Umgebung zurückgegriffen. Da diese Hilfestellungen zum überwiegenden Teil empfangen werden, erfolgt die Vergeltung dieser Leistungen durch ein alljährliches „Essengehen“.

Im Sommer wird das Vieh auf die Weide getrieben. Die Futterkonservierung für die übrige Zeit erfolgt in den betriebseigenen Fahrsilos. Alle für die Futtergewinnung benötigten Gerätschaften werden durch die Eigenmechanisierung abgedeckt.

Auf die Frage nach den negativen Seiten seines Berufes verweist Franz Huber auf das mangelnde Verständnis von Nichtlandwirten für ungewöhnliche oder lange Arbeitszeiten. Er führt in diesem Zusammenhang die hohe Arbeitsbelastung selbst auch als Negativum an.

„[...] aber so, wenn das Wetter passt und das Vieh gesund ist, dann muss man auch einmal zufrieden sein können - natürlich lastet uns die Wirtschaft voll aus - ja und ob die Jungen das dann einmal auch so wollen, das weiß man nicht.“ (QuA24: 4)

Auf die Frage ob, und wenn ja, welche betrieblichen Veränderungen in der nächsten Zeit

⁴⁴ Huber bezieht sich hier auf landwirtschaftliche Nutzpflanzen, welche eine geringere Höhenlage und etwas mildere klimatische Bedingungen für ihr Wachstum verlangen, wie z.B.: Mais, Sojabohne, etc.

noch geplant sind, meint Huber, dass das wohl die Sache des Jungen sei. Dieser habe bereits Pläne und spare auch schon für den Bau eines neuen Wohnhauses, weshalb er, solange es noch geht, seiner unselbstständigen Erwerbstätigkeit in Linz nachgehen will. Zurzeit erfolgt ein geringfügiger Stallumbau um die geforderten Tierhaltungsrichtlinien für die Lieferung der hofeigenen Milch unter der Markenbezeichnung „Zurück zum Ursprung“ erfüllen zu können. Die Kosten von etwa 10 000 Euro hält Franz Huber jedoch für überschaubar. Auch ein Stallneubau war bereits im Gespräch. Doch dieser steht in Abhängigkeit von den noch nicht publizierten EU Richtlinien zur Umsetzung des Verbotes der Anbindehaltung für Rinder. Es wurden zwar bereits Beratungsgespräche über den Neubau eines Laufstalles geführt, doch wurde den Betriebsführern seitens der Bezirksbauernkammer, auf Grund ihres fortgeschrittenen Alters von dem doch sehr kostenintensiven Vorhaben abgeraten.

„[...] und dann hat uns der Berater auf der Bezirksbauernkammer gesagt , ihr in eurem Alter?!

So als wollte er uns sagen, dass wir schon zu alt dafür wären, und dass passt eigentlich besser für den Hofübernehmer, weil wir würden dann die ganze Kapitallast haben und der Junge will vielleicht ganz etwas anderes machen.

[...] Also lasst das gleich sein, und freut euch auf die Hofübergabe.“ (QuA24: 6)

Zurzeit werden nur die für die Betriebserhaltung notwendigen Investitionen getätigt. Zu diesen Erhaltungsmaßnahmen gehört es die Eigenmechanisierung auf den „ neuesten Stand“ zu halten. Die Entscheidungen über und auch die Finanzierung von Maschineninvestitionen erfolgen nur in Absprache mit dem Jungübernehmer.

Was die längerfristige Entwicklung des Betriebes anbelangt, „kommt es auf den Buben drauf an“, sagt der Betriebsführer.

„[...] welche Richtung er dann einschlägt⁴⁵, dass ist ihm überlassen - ich werde ihm da sicher keinen Stein in den Weg schmeißen, dass ist dann seine Sache.

[...] ja, weil heutzutage muss man ja schon froh sein, wenn es [den landwirtschaftlichen Betrieb] überhaupt noch wer übernimmt.

⁴⁵ Die „Richtung“ bezieht sich auf die zu wählende Wirtschaftsform.

[...] wir haben die Landwirtschaft seit 1980, das sind jetzt schon bald 30 Jahre. Ich meine, irgendwann reicht es dann auch einmal, oder?“ (QuA24: 7)

Was die Ausbildung des künftigen Hofnachfolgers betrifft, hat dieser 2 Jahre lang eine landwirtschaftliche Fachschule besucht, und anschließend eine Lehre in der Voest Alpine⁴⁶ absolviert. Um auch in den Genuss der Jungübernehmerprämie⁴⁷ zu kommen, muss der Sohn noch die dafür geforderte Berufsqualifikation, nämlich den landwirtschaftlichen Facharbeiter, durch den Besuch von Abendkursen erwerben.

Zum Lukrieren der nationalen Förderungen und der EU Ausgleichszahlungen wird auf die Beratung und bei den Förderansuchen auf die Hilfe der Bezirksbauernkammer gesetzt. Diese Zahlungen werden als fixer Bestandteil des landwirtschaftlichen Einkommens gesehen und selbstverständlich in vollem Umfang in Anspruch genommen.

„[...] ja sicher muss man die Förderungen voll ausnutzen, entweder alles oder nichts, das ist ja wohl klar.

[...] je nachdem, welche Verpflichtung man eingegangen ist, danach richtet sich auch die Höhe der Förderung. Das ist trotzdem ein Einkommen, mit dem man einfach schon fix rechnet.

[...] da werden Verpflichtungen eingegangen, und die müssen eingehalten werden. Dann gibt es Kontrollen und wenn man die Auflagen nicht eingehalten hat, hat man mit Sanktionen zu rechnen. Man schaut aber eh, dass man alles so einhält - so gut es halt geht.“ (QuA24: 13)

Auf die Frage, ob Franz Huber für seinen Hof schon einmal alternative Wirtschaftsformen in Betracht gezogen hat, wird mit einem Nein geantwortet. Er habe zwar schon viele gesehen, die Alternativen ausprobiert haben, jedoch seien die meisten dieser Projekte in den „Kinderschuhen steckengeblieben“.

Die finanzielle Basis des Betriebes wird durch die Milchwirtschaft sichergestellt, und wenn

⁴⁶ Der Voest Alpine Konzern ist der größte heimische Stahlerzeuger mit dem Hauptbetriebssitz in Linz in Oberösterreich.

⁴⁷ Die Fördermaßnahme „Niederlassung von Junglandwirten“ unterstützt HofübernehmerInnen bis zum vollendeten 40sten Lebensjahr mit einer Einmalzahlung, die je nach betrieblicher Situation und beruflicher Qualifikation bis zu 15000 Euro betragen kann.

<http://www.agrarnet.info/?id=2500,1558202>

zusätzliches Geld benötigt wird, geht er lieber außerlandwirtschaftlichen Erwerbstätigkeiten nach. Diese Strategie macht das Einkommen für ihn kalkulierbar. Aber bezogen auf die Einkommenshöhe gibt es für den Betriebsleiter in der landwirtschaftlichen Produktion in dieser Region keine Alternative zur Milchwirtschaft.

„[...] ich war nie so ein Experimentierer, ich bin lieber in die Arbeit gegangen, weil da habe ich das Geld, das ich mir verdient habe, auch wirklich bekommen.“

[...] diese Betriebsumstellungen kosten jedes Mal sehr viel Geld, und wenn dann etwas schiefeht, dann ist dieses Geld auch noch weg.

[...] wir bleiben bei der Milchviehwirtschaft so lange es noch geht, und wenn der Bub sagt, er macht ein Casino draus (lacht) - dann soll er halt ein Casino machen.“

(QuA24: 16)

Interview Peter Huber:

QuA55

Peter ist mit 24 Jahren der jüngste Sohn der Familie Huber, und als solcher auch als Hofnachfolger vorgesehen. Zur Zeit geht er noch einer außerlandwirtschaftlichen Vollbeschäftigung in der Voest Alpine in Linz nach, wo er auch seine Lehrausbildung und anschließend seine Meisterausbildung in Maschinenbau gemacht hat. Obwohl ihm, wie er selber sagt, diese Meisterqualifikation schon viel bringe und er seine Arbeit gerne mache, nimmt er es auch in Kauf, dass er jeden Tag mit dem Bus 60 km zur Arbeitsstätte pendeln muss, da er mit dem Land und den Leuten hier sehr verbunden ist, gerne in der Landwirtschaft arbeitet und in St. Georgen seinen Lebensmittelpunkt sieht.

Wenn er denn dann später einmal den Hof übernimmt, hat er vor, sich eine näheregelegene Arbeitsstelle zu suchen oder sogar in den Vollerwerb zu wechseln. Dieses sieht er in Abhängigkeit von den Plänen der Freundin, die zur Zeit noch in Linz ihrer Tätigkeit als Diplomkrankenschwester nachgeht.

„[...] wenn ich dann den Hof übernehme, muss man halt schauen, wie sich das mit der jetzigen Arbeit vereinbaren lässt. Wahrscheinlich werde ich mir in der näheren

Umgebung eine Stelle suchen, oder daheim in den Vollerwerb einsteigen. Aber das richtet sich auch nach den Plänen der Freundin, ob sie das mit mir gemeinsam führen will.“ (QuA55: 1)

„[...] natürlich der Hauptfaktor ist dann auch die Freundin, die muss auch wollen, sonst hat das keinen Sinn - ich kann doch nicht den Betrieb übernehmen, wenn die Freundin sagt, das interessiert mich nicht - dann mach ich lieber etwas anderes.

[...] so man muss schon zusammenhelfen, sonst geht das nicht!“ (QuA55: 6)

Über die Möglichkeit den Betrieb als Haupterwerb zu führen, wurde auch schon gesprochen und als Ergänzung dazu für die Freundin ein regional verfügbarer Arbeitsbereich in der mobilen Hauskrankenpflege identifiziert. Diese Idee entstand deshalb, da ihr die Arbeit im Pflegebereich sehr zusagt, und sich die flexible Arbeitszeiteinteilung bei dieser Tätigkeit gut mit ihren Aufgaben am Hof arrangieren lässt.

Vom Zeitrahmen her sollte die Übergabe des Betriebes in etwa fünf Jahren erfolgen. Es ist generell so, sagt Peter, dass die Hofübergabe im Alter zwischen 25 Jahren und 35 Jahren stattfindet. (Die statistische Auswertung der Fragebögen ergab ein Durchschnittsalter der Hofübernehmer von 32 Jahren).

Natürlich gäbe es auch Fälle, wo die Alten nicht bereit sind, die Geschicke der Hofführung aus ihren Händen zu geben, und die Jungen dann deshalb den Hof verlassen. Dies sei aber bei seinen Eltern kein Problem.

Konkrete Pläne für die Weiterführung und die Entwicklung des Betriebes bestehen noch nicht, aber es gibt bereits zwangsläufig einige Überlegungen in einen Laufstall zu investieren, da die Anbindehaltung von Rindern durch eine EU Verordnung voraussichtlich im Jahr 2012 verboten wird. Im Interview wird auch ein möglicher Neubau des Wohngebäudes angesprochen.

Eigentlich möchte er schon einmal den Betrieb im Vollerwerb führen, sagt Peter Huber, da er dann durch die autonome Zeiteinteilung flexibler sei und dieses auch der Familie, respektive den zu erwartenden Kindern zugute kommen werde. Seine Maschinenbauausbildung bewertet er in Hinblick auf ein mögliches zweites Standbein als positiv. Auch sieht er darin eine Fertigkeit, die finanzielle Vorteile und Einsparungspotenzial für seinen landwirtschaftlichen Betrieb bringt.

„[...] ich kann mir manche Maschinen selber reparieren oder sogar bauen, [...], da kann ich selbst viel erledigen!“ (QuA55: 5)

Der ausschlaggebende Faktor für die Aufrechterhaltung der Landwirtschaft ist für Peter seine Freundin. Sie stamme zwar selber von einem Bauernhof ab und hat somit auch einen Bezug zur Landwirtschaft, aber wenn sich die Haltung gegenüber der Hofübernahme doch noch ändern sollte, aus welchen Gründen auch immer, und somit die Betriebsführung im Vollerwerb nicht mehr machbar ist, könne er, den Betrieb ja ohne weiteres auch kleiner machen.

In diesem Fall wäre eine Betriebsumstellung auf Mutterkuhhaltung die Wirtschaftsform seiner Wahl, da sich dadurch der Arbeitszeitaufwand sehr stark verringern lässt.

Umgekehrt besteht für ihn auch die Möglichkeit durch Zupachtung von nicht mehr bewirtschafteten Flächen aus Betriebsaufgaben selbst betrieblich zu expandieren.

„[...] aber das stellt sich alles in den nächsten fünf Jahren heraus, ob kleiner, ob grösser, ob gleich, ich bin flexibel und bin für jeden Weg bereit!“ (QuA55: 7)

Ein weiteres Argument für eine zukünftige Vollzeitbeschäftigung am Hof sieht Peter in der angespannten Situation am Arbeitsmarkt, in den ständig steigenden Anforderungen im Beruf, den wachsenden Druck auf die Arbeitnehmer und die hohe Verantwortung, die zu tragen ist. Die Arbeit am Hof hingegen wird von ihm dadurch, dass man sein „eigener kleiner Chef ist“, sich die Zeit frei einteilen kann und auf sein eigenes Können vertrauen muss, als stressfreier empfunden.

„[...] am Arbeitsmarkt herrscht schon viel Druck, und auch in der Arbeit wird der Druck immer mehr, [...] zu den Hauptreparaturzeiten - alles muss schnell fertig sein, und wenn das nicht funktioniert, wird gleich wieder ein Schuldiger gesucht. [...] da bin ich froh, wenn ich zuhause arbeiten kann [...] da herrscht nicht so viel Druck.

Da bin ich mein eigener kleiner Chef!“ (QuA55: 8)

Falls von Seiten der Hofübernehmer die Entscheidung für die Beibehaltung des Haupterwerbs getroffen wird, ist grundsätzlich beabsichtigt die bestehenden Betriebszweige weiterzuführen. Lediglich die Leistung in den einzelnen Sparten soll erhöht werden. Der Fokus bleibt auf der Milchviehhaltung und der Rinderzucht. Die Rindermast wird aufgrund der geografischen Lage und des dadurch sehr hohen Grünlandanteils des Betriebes nicht forciert werden. Die optimierte Vermarktung von Zuchtrindern soll zukünftig einen wesentlich höheren Stellenwert einnehmen. Mögliche Strategien sind hier der Verkauf der Zuchtrinder über den Zuchtverband mittels Versteigerung, oder die Produktion für den Export.⁴⁸

Grundsätzlich beurteilt Peter Huber eine berufliche Tätigkeit in der Landwirtschaft so, dass die „Arbeit in der Landwirtschaft sicher keine schlechtere ist als eine außerlandwirtschaftliche Tätigkeit.“ Es gäbe wohl „Vor - als auch Nachteile, aber das ist überall so.“ (QuA55: 6)

Er arbeitet gerne in und mit der Natur, und ist mit der Region, wie er betont, sehr verbunden.

Außerdem,

„[...] was soll man wirklich machen, wenn die Zeiten wieder einmal ein wenig schlechter werden – dann ist man froh, wenn man ein paar Kühe hat und ein paar Schweine halten kann. Ja, das ist sicher keine so schlechte Arbeit wie viele immer glauben.“ (QuA55:12)

⁴⁸ „Export“ meint hier die Zuchtrinderproduktion für den ausländischen Markt. Der Verkauf und die Abwicklung, erfolgt meist über den zuständigen Rinderzuchtverband. Alle über einen Zuchtverband vermarkteten Rinder benötigen entsprechende Leistungs- und Abstammungsnachweise und ein Veterinärzeugnis. Quelle: Dipl.- Ing. Walter Steininger Ausschussmitglied des Fleckviehzuchtverbandes Ried im Innkreis.

Fallbeispiel 2:

Die Interviews wurden mit dem Betriebsleiter Johann Kramer und seinem Sohn und Hofnachfolger Stefan Kramer, auf ihrem Hof durchgeführt.

Der Betrieb Kramer ist ein im Vollerwerb geführter Milchviehbetrieb. Seit dem Jahr 1987 erfolgt die Wirtschaftsweise nach biologischen Gesichtspunkten. Johann Kramer, der Betriebsleiter, geht zusätzlich noch einer Nebentätigkeit als Immobilienmakler nach. Die Hofnachfolge ist durch den Sohn Stefan, der auch eine landwirtschaftliche Ausbildung absolviert hat, bereits gesichert. Durch seine Zusatzqualifikation zum Forstwirtschaftsmeister besteht für Stefan die Möglichkeit einer Nebentätigkeit im Forstwesen. Im Haushalt leben zur Zeit der Interviews drei Generationen miteinander.

Interview Johann Kramer:

QuA29

Betriebsdaten:

Der Betrieb Kramer umfasst 33,5 ha. Davon sind etwa 11,5 ha Wald. Die verbleibenden 22 ha landwirtschaftliche Nutzfläche gliedern sich auf in 6 ha Pachtgrund und 16 ha Eigengrund. Im Durchschnitt werden zwischen 30 und 35 GVE⁴⁹ auf den Hof gehalten. Das entspricht ca. 40 bis 45 Stück Vieh, wobei hier der Hauptanteil des Tierbestandes auf die 20 Milchkühe entfällt. Den übrigen Tierbestand von 10 bis 15 GVE bilden die Jungtiere.

Geleitet wird der Betrieb vom 48 jährigen Johann Kramer und seiner Frau. Das Ehepaar Kramer hat vier Kinder, von denen drei noch am Hof leben. Vor kurzem ist zudem die Frau des prospektiven Hoferben Stefan Kramer auf den Hof gezogen. Auch die Eltern des Betriebsführers wohnen im gemeinsamen Haushalt.

Neben seiner Tätigkeit als Betriebsleiter geht Johann seit einiger Zeit einer Nebentätigkeit

⁴⁹ GVE: Die Großvieheinheit (GVE) ist eine Verhältniszahl für die Umrechnung der landwirtschaftlichen Nutztiere, wobei grundsätzlich 500 kg Lebendgewicht als Einheit für eine GVE gilt. Die GVE sind für den Tierbesatz pro Hektar relevant und spielen bei vielen Maßnahmen eine Rolle (vgl. ÖPUL 2006).

als Immobilienmakler nach. Der Betrieb kann aber dennoch als Vollerwerbsbetrieb bezeichnet werden, sagt Johann, da der Sohn seit dem Abschluss seiner landwirtschaftlichen Fachschulausbildung hauptberuflich am Betrieb verankert ist. Dieser Umstand und die flexible Einteilung seiner Arbeitszeiten ermöglichen es ihm dieser geringfügigen Beschäftigung nachzugehen.

Der 22 jährige Stefan übernimmt bereits einen Teil der betrieblichen Verantwortung, wie z.B. die Feldbewirtschaftung. Andere Arbeiten werden gemeinsam erledigt. Lediglich die finanzielle Verantwortung trägt noch zur Gänze der Bauer.

„[...] die Übergabe hat noch nicht stattgefunden, ich bin nach wie vor noch der Bewirtschafter - weil ich ja noch viel zu jung bin für die Pension und deswegen den Betrieb noch nicht übergeben kann.

[...] Nein, theoretisch wäre es schon möglich, aber der Nebenjob - da weiß man noch nicht genau, ob das auf die Dauer was ist, und ob man davon leben kann. Wir tun uns aber intern recht leicht, muss ich sagen - er [der Sohn] übernimmt die Aufgaben in der Landwirtschaft und da arbeiten wir eigentlich gut zusammen - das passt so!“ (QuA29: 3)

Johann hat den Betrieb zwei Jahre nach seiner Heirat im Jahr 1984 gleichzeitig mit dem Pensionsantritt des Vaters und gemeinsam mit seiner Frau übernommen. Die Übernahme selbst gestaltete sich relativ einfach, erzählt er:

[...] ich habe ab dem Zeitpunkt der Hofübernahme die Verantwortung übernommen, für den Betrieb, für die finanziellen Geschichten und alles rundherum - und habe dann auch gesagt, wo es lang geht.“ (QuA29: 3)

[...] das ist eigentlich ein fließender Übergang gewesen. Der Vater war 55 Jahre alt und ich war 24 Jahre alt - ich bin eigentlich froh gewesen, dass ich nicht gleich die ganze Verantwortung übernehmen habe müssen. [...] da wächst man hinein.

[...] Man muss Änderungen einfach auch durchsetzen können, das ist mir dann auch relativ gut gelungen - aber das geht nicht von heute auf morgen [...], das ist halt in unseren Breiten sicher nicht so, dass man sagt, die Alten übergeben, gehen in Pension, und die Jungen [führen den Betrieb ohne eine Einflussnahme der Alten weiter] [...].

Also ich lasse meinem Nachfolger sicher mehr Spielraum als ich gehabt habe - denk ich mir. [...] ich denke schon, dass wir ein bisschen toleranter und flexibler sind als die Generation vor uns – die hat nur die Arbeit gekannt und sonst nichts.“

(QuA29: 4)

[...] Ja das Beständigste ist meiner Meinung nach die Veränderung und da muss man flexibel genug sein, dass man sagt ok - Neue Zeit, junge Leute, neue Ideen – es wird anders.

Es ist immer anders geworden und dass muss man einfach auch zulassen. Man darf sich da nicht persönlich angegriffen fühlen, wenn da etwas anders wird – dass ist so. Das sehe ich so, und das passt für mich ganz gut.“ (QuA29:5)

Ein Projekt, das Johann noch vor der Weitergabe des Betriebes an die kommenden Bewirtschafter in Angriff nehmen will, ist der Umbau des gemeinsamen Wohnhauses. Die Schaffung von Privatsphäre für die einzelnen Einheiten der Großfamilie und die räumliche Trennung der Generationen, sieht er als sehr wichtig an, da

„[...] das Zusammenleben zwischen den Generationen mitunter doch auch belastend sein kann, weil das Betriebs- und das Privatleben in einem - also praktisch nicht trennbar ist, und das speziell in einem Haus, indem es keine getrennten Haushalte gibt. Das werden wir in Zukunft mit dem Nachfolger anders machen.“ (QuA29: 3)

Um diesen Umstand zu verbessern, ist bereits in Absprache mit dem Sohn die Erweiterung des Wohnhauses im Zeitraum der nächsten zwei bis drei Jahren geplant.

Die Vorteile des Mehrgenerationenhaushaltes sieht Johann in dem Zusammenhelfen, „es ziehen alle an einem Strang“ und in der Möglichkeit für die Kinder von mehreren Personen zu lernen. Dieses, und auch das Aufwachsen mit den Tieren biete für die Kinder beste Voraussetzungen für den Erwerb eines guten „Sozialverhaltens“ (QuA29: 8).

Nach erfolgter Hofübernahme wurde durch die Umstellung auf eine biologische Wirtschaftsweise eine neue Betriebslinie begründet. Dieser Schritt stellte eine „massive betriebliche Veränderung“ dar. Damals, 1987, waren sie einer der ersten Biobetriebe in der

Region und wurden von vielen Seiten für „verrückt erklärt“ und mit „Argusaugen beobachtet.“

Mittlerweile sei der „Aha Effekt“⁵⁰ eingetreten, und diese Form des Wirtschaftens ist sehr modern geworden. Für ihren Betrieb lässt sich sagen, dass sich diese Entscheidung in allen Bereichen gerechnet hat, sagt der Betriebsleiter.

„[...] Die grundsätzliche Ausrichtung war, dass wir auf den biologischen Landbau umgestiegen sind. Das war eine massive Veränderung, weil damals der biologische Landbau - ein totales „Außenseitertum“ war. Da waren wir die Verrückten. Da hat es vielleicht drei, vier oder fünf gegeben [Biobetriebe] in dem Gebiet. Jeder hat geglaubt, die wirtschaften eh nicht lange, und das ist eine Katastrophe - da muss es auch furchtbar ausschauen. [Zu der Zeit] hat es ein paar, die ganz urigen Biobauern gegeben, die haben noch eine ganz andere Philosophie gehabt, als wie ich die gehabt habe.

Wir haben uns zu einem relativ modernen Betrieb entwickelt, und das hat man auch immer so gesehen.

[...] man ist da einfach anders. Wir sind dann langsam hochgewachsen, und das muss man schon durchsetzen können - auch bei der älteren Generation. Man muss zeigen, dass es trotzdem passt, was man tut. Man wird mit Argusaugen beobachtet - und dann kommt der „Aha Effekt“, wenn es dann auch wirklich funktioniert. Es hat sich gezeigt, dass es sich in alle Richtungen rentiert. Erstens ist „Bio“ jetzt hochmodern und ist auch nachgefragt. Es hat sich auch wirtschaftlich gerechnet in unserem Bereich - weil es ja im Prinzip keine große Kunst ist, wenn man eine Viehwirtschaft hat und Kreislaufwirtschaft betreibt - da brauch ich das bisschen Chemie nicht. Und so ist das entstanden.

Das war schon eine gravierende Veränderung. In den ersten Jahren ist der Vater schon immer gekommen und hat gemeint, „Das Getreide -jetzt musst du spritzen, da kommt das Unkraut!“⁵¹

Dass muss man dann auch aushalten. Ab und zu geht dann doch etwas schief - man muss

⁵⁰ Beschreibt die Reaktion, die eintritt, wenn man über etwas sehr erstaunt ist oder etwas plötzlich verstanden hat.

⁵¹ Unter dem Begriff „das Spritzen“ im pflanzenbaulichen Zusammenhang wird in der Umgangssprache das Ausbringen von Fungiziden, Pestiziden oder auch Herbiziden zum Schutz der Kulturpflanze gemeint.

ja auch dazulernen. Der Boden muss sich auch umstellen auf die biologische Bewirtschaftung.

Auch die maschinelle Bewirtschaftung hat sich geändert. Es wird alles grösser - es wächst immer alles, [...]. (QuA29: 11/12)

Die Umstellung auf die biologische Wirtschaftsweise dauert, so der Biobauer, eigentlich ein Leben lang. Aber die formale Umstellung, um als Biobetrieb anerkannt zu werden, ist nach zwei Jahren abgeschlossen.

Die Anpassung des Bodens an die neue Wirtschaftsweise nimmt seiner Meinung nach etwa fünf bis sechs Jahre in Anspruch. Das steht in Abhängigkeit von der Bewirtschaftungsintensität der vorangegangenen Jahre.

Die letzte größere betriebliche Veränderung wurde 2004 mit dem Bau des neuen Laufstalles getätigt. Dieser Schritt musste eingeleitet werden, da laut den Richtlinien für die biologische Wirtschaftsweise, die Möglichkeit der Anbindehaltung von Rindern nach dem Jahr 2011 geendet hätte.

„[...] weil 2011 wären wir angestanden. Obwohl es jetzt wieder eine Ausnahmeregelung gibt für die Anbindehaltung. Da haben sie jetzt eh zehn Jahre die Kleinbetriebsregelung diskutiert - wie klein ist eigentlich ein Kleinbetrieb? Das haben wir die letzten zehn Jahre nicht gewusst. Wir haben zwar gewusst, dass was kommt, aber jetzt ist es ihnen gelungen zu definieren, was genau ein Kleinbetrieb ist, der die Anbindehaltung weiter betreiben darf. (QuA29: 12)

Diese Neuregelung definiert den „landwirtschaftlichen Kleinbetrieb“ mit einem höchstzulässigen Viehbestand von bis zu 35 GVE. Der neue Stall der Familie Kramer bietet Kapazität für ca. 40 bis 45 Tiere, das entspricht in etwa 30 bis 35 Großvieheinheiten.

Für Johann ist die Umstellung und die Investition in den neuen Laufstall geglückt, wie er sagt. Es sei sehr schwierig, die richtige Strategie und auch den richtigen Zeitpunkt für eine betriebliche Neuausrichtung zu erwischen. Da Betriebsumstellungen oftmals auch mit einem sehr hohen Kapitalaufwand verbunden sind und sich solche Investitionen erst nach Jahren amortisieren, sei natürlich stets ein gewisses Risiko damit verbunden.

Aber, „[...] ab und zu braucht man auch Glück im Leben, dass man den richtigen Zeitpunkt für die richtige Entscheidung erwischt.“ (QuA29: 18)

Der ausschlaggebende Faktor sich für diesen großen Schritt zu entscheiden war für den Betriebsleiter das Wissen um den Fortbestand des Betriebes durch den bereits sehr engagierten Hofnachfolger.

„[...] dadurch, dass ich gewusst habe, es ist ein Nachfolger da, haben wir auch diese Investition machen können. Das war kein Pappenstiel diesen Laufstall zu bauen.“ (QuA29: 5)

Die Kapazität des neu erbauten Laufstalles ist so dimensioniert, dass ohne zusätzliche bauliche Maßnahmen noch Wachstumspotenzial vorhanden ist. Falls in der näheren Umgebung landwirtschaftliche Flächen in einem Ausmaß von 5 bis 6 ha, maximal jedoch 10 ha frei werden sagt Johann, könnten diese ohne weiteres in das Betriebsvolumen einfließen und mitbewirtschaftet werden. Auch auf dem Betrieb der Familie Kramer stellen die vorhandenen Milchlieferrechte den limitierenden Faktor für die Ausweitung der Milchproduktion dar. Eine Investition in den Zukauf von Milchkontingent ist zur Zeit jedoch nicht geplant, da auf europäischer Ebene bereits eine Aufhebung der Milchkontingentierung im Gespräch ist.

Wegen der hohen finanziellen Belastung durch den Stallneubau hat sich Johann für die Möglichkeit der freiwilligen Umsatzsteueroption in der Landwirtschaft entschieden.⁵²

Dadurch kann er für den Zeitraum von fünf Jahren steuerliche Vorteile für seinen Betrieb lukrieren. Auf der anderen Seite ist er mit dieser Entscheidung noch für zehn Jahre an die Bewirtschaftung des Hofes als Betriebsführer gebunden, da er bei einer früheren Hofübergabe einen Teil des Steuervorteiles zurückerstatten müsste.

⁵² Durch die freiwillige Umsatzsteueroption erwirken pauschalierte Betriebe für einen beschränkten Zeitraum von vorerst fünf Jahren die Möglichkeit des Vorsteuerabzuges. Die Entscheidung für dieses Besteuerungsmodell kann bei größeren Investitionen zu einem steuerlichen Vorteil für den jeweiligen Betrieb führen.

Das wirkt sich zwar auf den Zeitpunkt der offiziellen Hofübergabe aus, aber da er mit 48 Jahren sowieso noch zu jung ist und die Familie das intern geregelt hat, sagt er, „passt das eh so.“

Die maschinelle Zusammenarbeit mit anderen Betrieben beschränkt sich auf den Einsatz von Spezialmaschinen, die nur zu gewissen Zeiten zur Anwendung kommen. Tendenziell nehmen auch diese Kooperationen, ab meint Johann, und die Maschinen für die Grünlandbewirtschaftung „muss jeder selber haben.“ (QuA29: 13)

Bezüglich der Investitionsförderungen hat es für diese baulichen Maßnahmen sehr gute Fördermittel gegeben, „ohne wäre es [der Stallneubau] eh nicht möglich gewesen.“

Das Förderthema sieht Johann eher ambivalent. Es gibt, wie er sagt, sicherlich Förderungen - Ausgleichszahlungen in der Landwirtschaft - die hilfreich sind. Die andere Seite sind „die peniblen Richtlinien, die zum Teil schon überzogen sind, und dadurch auch so manchem zu schaffen machen.“ (QuA29: 5)

Er anerkennt, dass man sich durch den Erhalt dieser Zahlungen an gewisse Richtlinien bindet. Die Diskrepanz besteht für ihn darin, dass sich manche Forderungen mit der traditionellen, natürlichen und ökonomischen Landbewirtschaftung nicht vereinbaren lassen.

Eine Verordnung mit der, so Johann, jeder in der Region Probleme hat, ist die „zwangsweise Grünlandwerdung.“⁵³

„[...] früher ist man ins Feld gegangen und hat geschaut, was steht [die Qualität und die Quantität des Pflanzenbestandes]. Die schlechten Bestände hat man umgebrochen [geackert]. Heute schau ich in der Excel Datei nach, wenn es fünf Jahre sind, muss ich umbrechen, sonst wird es zwangsweise zu Dauergrünland. Das ist ein Irrsinn! Nicht? Und meiner Meinung nach auch eine Energieverschwendung, weil ich breche Felder um

⁵³ Die „zwangsweise Grünlandwerdung“ bedeutet, dass eine Ackerfläche mit der Schlagnutzungsart: Futtergräser, Klee, Klee gras, Luzerne, sonstiges Feldfutter, Wechselwiese, Gräservermehrungen oder Stilllegungen zu Dauergrünland wird, wenn sie fünf Jahre nicht Bestandteil der betrieblichen Fruchtfolge ist. Die Wiedereinbindung in das Fruchtfolgesystem erfolgt anhand der Änderung des Pflanzenbestandes durch eine aktive Tätigkeit (z.B.: Pflügen mit anschließender Neuaussaat) und einer im Vergleich zur Vorperiode veränderten Nutzungsangabe im EU Mehrfachantrag.

deren Pflanzenbestände noch in Ordnung sind, wir aber auch gezwungen werden die Felder nach fünf Jahren umzubrechen, die wir früher nur alle 8/9/10 Jahren geackert haben. Aber das spielt in dem Fördersystem überhaupt keine Rolle, da fährt man einfach darüber“ (QuA29: 5/6)

Den zweiten Kritikpunkt, den der Betriebsführer anführt, sind die „zum Teil überzogenen Tierhaltungsrichtlinien, die mit der Praxis kaum vereinbar sind.“ (QuA29: 6)

Er betont, dass er als biologisch wirtschaftender Bauer natürlich für die Einhaltung gewisser Standards ist, diese Standards aber in der Praxis auch durchführbar sein müssen. Eine zu starke Reglementierung, meint Kramer, wird von der Bauernseite dann auch manchmal als Schikane empfunden. Es sollte doch etwas mehr Vertrauen in die Landwirtschaft gesetzt werden, dass dort vernünftig mit den Tieren umgegangen wird.

Auf die Frage wie sich Johann hier fühlt und wie er die Region sieht, äußert er sich wie folgt,

„[...] ich bin da geboren und bin da aufgewachsen - gefällt mir sehr gut hier! Das ist Heimat für mich. Mit diesem Grund und Boden, in dem Gebiet können wir gut umgehen. Ich möchte nicht sagen, dass ich als Landwirt irgendwo anders hinziehen möchte. Das ist eine harte Gegend - das hat sicher Nachteile - hat aber auch Vorteile!“ (QuA29: 7)

Die Nachteile, die Johann hier erwähnt, sieht er im Besonderen im rauen Klima und in der Beschaffenheit des Bodens, der nicht so ertragreich ist wie in den Gunstlagen Österreichs. Auch sei das Gebiet durch die Steilheit und den Granitboden schwieriger zu bewirtschaften. Bedingt durch die große Höhenlage und den folglich hohen Grünlandanteil sei es ohne die Nutzung und Veredelung des Pflanzenbestandes durch die Verfütterung an Rinder in dieser Höhenlage fast nicht möglich eine rentable Landwirtschaft zu betreiben, ist Johann überzeugt.

„[...] es gibt nicht viele Landwirtschaften hier, die im Haupterwerb lebensfähig sind. Das ist leider so. Obwohl jetzt die „Leitbetriebe“ etwas grösser werden - sie wachsen ein

bisschen. Vielleicht hat es sich dadurch etwas verlangsamt.⁵⁴

Aber viele kleine Betriebe werden zugesperrt - da brauchen wir uns nichts vormachen, das ist so.“ (Qua29: 10)

Als Folge dieses Wandels sieht Johann einen wachsenden Anteil nicht bewirtschafteter Flächen in der Region, da nicht in jeder Ortschaft wachstumsfähige oder wachstumswillige Betriebe, welche die frei werdenden landwirtschaftlichen Flächen übernehmen können, zu finden sind.

Auf die Frage an Johann, ob er denn einen Lösungsansatz zur Bewältigung dieses Problems weiß, sagt er,...

[...] Ja das ist schwierig. Da, wenn ich eine Lösung hätte. Man muss halt doch schauen, dass die Landwirtschaft einen Stellenwert erhält, dass es ein erstrebenswerter Beruf ist. Ich meine, dass das Image der Landwirtschaft gar nicht so schlecht ist in der Öffentlichkeit. Aber man muss natürlich auch daran arbeiten, damit es weitergeht. Ich meine, es gibt auch sicher Ausweichmöglichkeiten, ich will nicht sagen Hobbybetriebe - aber Betriebe mit Pferdehaltung oder auch so kleine einfache Sachen - so dass die Gründe bewirtschaftet werden. Es geht immer weiter – es wird sich etwas finden.“ (QuA29: 10)

Auch die in der Region steigende Tendenz zum Erlernen eines außerlandwirtschaftlichen Berufes als primäres Ausbildungsziel, sieht Johann als nicht förderlich hinsichtlich der Entscheidung zur Weiterbewirtschaftung der Betriebe.

„[...] ich habe immer gesehen, dass die Landwirtschaft ein Beruf ist, zu dem man stehen muss. Wenn man will, dass es [die Bewirtschaftung] fortgeführt wird, muss man einen Hofnachfolger zum Landwirt ausbilden lassen - und das läuft aber Großteils anders! Der potentielle Hofnachfolger muss zuerst einen Beruf [außerhalb der Landwirtschaft] lernen, weil man glaubt, dass man von der Landwirtschaft nicht leben kann. Ich sage dann immer, dann ist er für die Landwirtschaft verloren. Sobald er einen anderen Beruf

⁵⁴ Kramer spielt hier auf die Tendenz des „Wachsen und Weichen“ an, und meint die Entwicklung hin zu weniger, aber dafür größeren landwirtschaftlichen Betriebseinheiten.

hat, verliert er den Bezug zur Landwirtschaft, weil er die ganze Woche fort ist, und dann interessiert es ihn am Abend und am Wochenende auch nicht zu Hause, [...] und dann ist es ganz schwierig einen Hofnachfolger zu finden.

Wenn man einen Hofnachfolger haben will, dann muss man die Jungen animieren. Man muss ihnen die schönen Seiten der Landwirtschaft zeigen, das ist ganz wichtig!

Und das ist uns anscheinend gelungen - das ist wohl eine Glückssache. Man braucht auch Glück im Leben damit es weitergeht.

Weil die Betriebe im Nebenerwerb - sobald man einmal einen anderen Beruf nachgeht, glaub ich, ist man fast verloren bei [für die] der Landwirtschaft, meiner Meinung nach. Ich weiß, das ist eine extreme Meinung, die von wenigen meiner Berufskollegen geteilt wird, aber ich habe das von Anfang an so gesehen, und ich habe das Glück gehabt, dass es [die Hofnachfolge] funktioniert hat.“

(QuA29: 9,10)

Bei seiner eigenen Hofübernahme gestaltete sich die Situation so, dass er, als einziger männlicher Nachkomme von vier Kindern, für den Hof vorgesehen war. Damals, als Johann vor der Entscheidung gestanden ist, das war 1976 am Ende seiner Hauptschulzeit, hatte der Vater drei Jahre zuvor in einen, für die damaligen Verhältnisse, sehr modernen Stall investiert.

„[...] Ich hätte zwar die Veranlagung gehabt, dass ich die Matura mache, dass ich dann studiere. Aber mit 15/16 Jahren, wenn du daheim einen Betrieb hast - das war schwierig.“

(QuA29: 10)

Als Alternative oder zusätzlich einen handwerklichen Beruf zu erlernen, ist für Johann nie zur Debatte gestanden.

Die Entscheidung fiel dann zugunsten des Hofes aus, was er, wie er sagt, nie bereut hat, weil „man auch in der Landwirtschaft etwas erreichen kann.“ (QuA29: 11)

Seine Nebentätigkeit als Immobilienmakler entwickelte sich aus einer ehrenamtlichen Tätigkeit im Raiffeisensektor heraus. Mittlerweile widmet er sich diesem Einkommenszweig schon für 20 bis 30 Stunden pro Woche. Bezahlt wird er jedoch auf Provisionsbasis. Das Geschäft mit den landwirtschaftlichen Flächen läuft gut, wie er sagt.

Vor allem die „kleinen Bauernsacherl“ seien sehr gefragt. Aber dazu brauche man dann auch das „nötige Kleingeld“. Die Kunden kommen von überall her von Tirol bis Deutschland.

„[...] es gibt schon ein Potential von Kunden, die einfach genug haben von der Stadt, oder auch für den Lebensabend [den sie hier verbringen wollen], oder irgendwann einmal in Kontakt mit Pferden gekommen sind und selber welche haben – Naja und wenn sie das nötige Kleingeld haben, dann können sie sich solche Liegenschaften leisten. Die angrenzenden Landwirte können sich das fast nie kaufen. Einzelne Flächen, wenn welche verfügbar sind, aber einen ganzen Betrieb mit Haus und so – das geht nicht.“ (QuA29: 15)

Einfamilienhäuser sind eher schwer zu vermitteln, meint der Immobilienmakler, da es in der Gegend üblich ist, sein Haus noch selbst zu bauen, und es in dieser Region fast keinen Zuzug gibt. Die fehlende Attraktivität der Region sieht er hier in der großen Pendeldistanz zu Linz.

Interview Stefan Kramer:

QuA27

Stefan ist 22 Jahre alt und seit dem Abschluss seiner landwirtschaftlichen Fachschulausbildung hauptberuflich am elterlichen Betrieb beschäftigt. Zusätzlich macht er noch die Ausbildung zum Forstwirtschaftsmeister in der forstlichen Ausbildungsstätte Ort bei Gmunden, die, wie er sagt, vermutlich im Herbst dieses Jahres abgeschlossen sein wird. Vor kurzem hat Stefan geheiratet und lebt nun gemeinsam mit seiner Frau, seinen Eltern, zwei Geschwister, und den Großeltern am Betrieb.

Auf die Frage, wie denn das Zusammenleben funktioniert, antwortet Stefan:

„[...] Ja, man kommt an und für sich schon zurecht. Es ist natürlich nicht leicht, wenn so viele Generationen im Haus sind – aber man kann auskommen damit.“
(QuA27: 2)

„[...] Die Zeiten haben sich geändert [...]
Ja, es ist halt einfach - die Ansichten von der älteren Generation - die ist halt oft doch schon ganz eine andere.“ (QuA27: 3)

Obwohl der Betrieb von ihm noch nicht übernommen wurde, hat er bereits gewisse Veränderungen eingeleitet. Andere Projekte müssen erst noch in Angriff genommen werden.

„[...] Ja, es muss dort und da arbeitstechnisch noch etwas vereinfacht werden. Es wird teilweise von der Handarbeit auf Mechanisierung umgestellt, [...], und der Betrieb soll auch noch ein bisschen vergrößert werden. Das ist eigentlich das Wesentliche, von dem was sich ändert.“ (Qua27: 3)

In Bezug auf die Arbeitsteilung am Betrieb übernimmt der Hofnachfolger nach und nach immer mehr organisatorische Aufgaben.

„[...] sagen wir so, ich bin immer mehr auch für die organisatorischen Sachen zuständig, für die ich vorher nicht verantwortlich war. Das nimmt natürlich immer mehr zu. Am Anfang arbeitet man nur [manuell], und dann irgendwann einmal übernimmt man immer mehr organisatorische und planmäßige Arbeiten.“ (QuA27: 3)

Die Waldarbeit ist eines der bevorzugten Beschäftigungsfelder für den Junglandwirt. Das gab für ihn auch den Anstoß zu seiner Forstwirtschaftsmeisterausbildung in Gmunden. Gleichzeitig ortet Stefan durch diese Zusatzqualifikation eine Möglichkeit für einen Nebenverdienst durch eine mögliche Beschäftigung in einer der umliegenden Forstverwaltungen.

„[...] Ja, man kann da schon zusätzlich, durch Verwaltung oder so, Geld verdienen – das ist vielleicht in Zukunft durchaus interessant.“ (QuA27: 5)

Ein weiteres Projekt für die nicht allzu ferne Zukunft ist der Um- und Ausbau des Wohngebäudes, um für das Hofnachfolgerehepaar einen eigenen Raum zu schaffen. Dieses Vorhaben wurde bereits in der Familie besprochen und beschlossen.

Auch der Vater Johann Kramer erwähnte dieses Vorhaben als einen notwendigen Schritt für das gute Funktionieren eines Mehrgenerationenhaushaltes. Obwohl Stefan noch drei weitere Geschwister hat, war die Frage der Hofnachfolge eigentlich immer klar geregelt.

Den Zeitpunkt der optimalen Betriebsübergabe sieht Stefan gleichzeitig mit dem Übertritt des Vaters in die Pension. Über das Procedere an sich wurde noch nicht konkret gesprochen, doch wünscht sich der Hofnachfolger eine „einfache und problemlose“ Übergabe.

„[...] Ja, der Zeitpunkt ist an sich dann, sobald der Vater die Pension kriegt – das ist der optimale Übergabezeitpunkt.“ (QuA27: 6)

Über die Wahl seines Berufes und zu seiner Verortung in dieser Region meint Stefan, dass es wohl eine etwas raue, vor allem im Winter aber auch eine schöne Gegend ist.

„[...] Eher eine ruhige. Abseits der Stadtheftik.“ (Qua27: 3/4)

„Ja, man kann im Prinzip selber bestimmen und sich selbst entfalten. Und die Arbeitszeit kann man sich auch selber einteilen. Auch die Arbeit mit der Natur, das ist das, was mir einfach taugt – das tu ich gerne. Das sind sicher die wichtigsten Sachen.“ (QuA27: 7)

Fallbeispiel 3:

Das Interview wurde in Form eines Paarinterviews auf dem Hof der Familie Schlager durchgeführt.

Der Betrieb Schlager ist ein im Nebenerwerb geführter Betrieb mit Mutterkuhhaltung. Die Hofnachfolge ist auf Grund des geringen Alters der Betriebsleiter noch nicht geklärt. Am Hof leben drei Generationen zusammen. Joseph Schlager geht hauptberuflich einer Tätigkeit als Metallfacharbeiter nach. Die anfallenden Alltagsarbeiten werden zu einem Großteil von Maria Schlager verrichtet. Arbeiten, die gemeinsam zu erledigen sind oder die in den Aufgabenbereich von Herrn Schlager fallen, werden terminlich nach dessen Schichtarbeitsplan ausgerichtet.

Interview Josef und Maria Schlager:

QuA15

Betriebsdaten: Die Nebenerwerbslandwirtschaft besteht aus circa sieben ha Grund. Davon werden 4,2 ha landwirtschaftlich, und die übrige Fläche forstwirtschaftlich bewirtschaftet. Im Jahr 1998 wurde der „schlechteste“ Teil der Flächen, etwa ein ha, aufgeforstet. Der gesamte Grund ist arrondiert, sodass keine weit entfernten Wege zurückgelegt werden müssen.

Weiter werden vier Mutterkühe und deren Nachkommen am Hof gehalten. Gesamt sind das also 14 bis 16 Rinder. Zusätzlich gibt es noch Schweine, Hühner und Hasen zur Eigenversorgung.

„[...] damit die Gefriertruhe ein wenig voll ist.

[...] dass man so wenig wie möglich kaufen muss und etwas Echtes hat zum Essen.

Das ist wichtig - ohne Spritzmittel, ohne Chemie. Das geht alles, mein ich.

(QuA15: 5)

Bewirtschaftet wird der Hof von den Eheleuten Joseph (40) und Maria Schlager. Diese

leben mit ihren zwei Kindern (sechs und acht Jahre alt) und der Mutter (71) des Betriebsleiters am elterlichen Hof. Hauptberuflich ist Joseph Metallfacharbeiter und pendelt jeden Tag 40 km nach Perg in eine größere Firma, in der er mittlerweile seit 20 Jahren angestellt ist. Früher, als die Kinder noch kleiner waren, hat Joseph die Wirtschaft gemacht, doch jetzt erledigt Maria in seiner Abwesenheit den Hauptteil der Alltagsarbeit.

Maria: „Ja die Stallarbeit zum Großteil bleibt immer mir. Nur ab und zu, dass du [Joseph] am Sonntag vielleicht am Abend einmal füttern gehst. Aber so zum Großteil - Traktorarbeit machst eher du.“

Joseph: „Ja eh klar, weil in den Leiten [Steilhang] - in den Bergen muss man aufgewachsen sein. Weil wenn ich dich mit dem Traktor dort hinschicke, wo ich fahre, wirst Du einen „Herzkasperl“ kriegen [...], und ich will die Frau da nicht dieser Gefahr aussetzen. Das mach ich mir selber, fertig!“

Maria: „Ja höchstens im Sommer, dass ich einmal „Kreiseln“⁵⁵[Futterwenden] fahre, aber in der Leiten fahre ich nicht.“ (QuA15: 6)

Der Vater von Joseph hat bis zur Hofübergabe an seine Sohn Milchwirtschaft im Haupterwerb mit nur 4 Kühen betrieben. Diese Wirtschaftsform hat Joseph dann auch noch bis zum plötzlichen Tod des Vaters im Jahr 1999 beibehalten. Doch die erhöhte Arbeitsbelastung durch den Wegfall einer Arbeitskraft und die Frühgeburt der kleinen Tochter veranlassten ihn auf Mutterkuhhaltung umzustellen.

„[...] Ja, ich habe früher auch Milchwirtschaft betrieben, bis 1999, dann ist mein Vater tot im Bett gelegen - am 20. Oktober 1999. Dann hat es uns praktisch gezwungen - das Mädchen war erst 6 Monate alt und wir mussten sie tragen Tag und Nacht, weil sie war eine Frühgeburt mit nur einem Kilo siebzig. Da wäre meine Frau überfordert gewesen, deshalb hab ich gesagt, wir hören die Milchwirtschaft auf - habe auf Mutterkuhhaltung umgestellt. Vorläufig einmal ein Jahr Kalbinnen gehabt, und

⁵⁵ Das „Kreiseln“ bezeichnet die Tätigkeit des gleichmäßigen verteilen, auflockern und wenden, des zu trocknenden Pflanzenmaterials auf einer bestimmten Fläche. Das hierfür verwendete Gerät trägt den Namen „Kreiselheuer“.

dann hab ich auf die Mutterkühe umgestellt. Dann hab ich mir Galloway⁵⁶ gekauft. Ja, jetzt kreuze ich Galloway mit Fleckvieh.⁵⁷

[...] ja, aber das ist nur ein Hobby, ich erwarte mir da nicht irgendwelche großen Einnahmen. [...], ich gehe in den Stall hinunter und die Kinder auch, und wir streicheln sie ein wenig, und fertig.“ (QuA15: 2)

Eine weitere Umstellung steht bereits ins Haus, wie Joseph sagt, da sie für eine extensive Rinderhaltung doch etwas zu „ehrgeizig und zu intensiv sind“ [wirtschaften] und „die Tiere zu gut füttern“, was in Hinblick auf die Fruchtbarkeit und die Trächtigkeit der Tiere Probleme mit sich bringt. Deshalb setzt das Ehepaar wieder mehr auf die Einkreuzung von Rindern der Rasse Fleckvieh. „Auch die Kälber sind weit schöner“ ergänzt Maria, und meint damit die größere und massigere Statur der Tiere.

Eine zusätzliche Einkommensquelle stellen die öffentlichen Gelder aus nationalen und europäischen Mitteln dar. Der Betrieb Schlager lukriert auf diesem Weg etwa 3000 bis 3500 Euro pro Jahr.

Die Höhe der Zahlungen verringert sich auf Grund einer im Fördersystem verankerten Degression der Fördermittel Jahr für Jahr. Josephs Einstellung zu diesen, allgemein als „Förderungen“ bezeichneten Zahlungen ist folgende:

„[...] mir wäre es lieber ich würde gar nichts kriegen, dafür kann ich tun [auf die Wirtschaftsführung bezogen] was ich will, ich möchte ein freier Dings sein. Auf der anderen Seite kann man sagen, die Arbeit hat man ja auch. Naja, was krieg ich Förderungen von Agrar und von den ganzen Dings im Jahr - ich bin da ganz offen und ehrlich – 3000/3500 Euro. Es wird immer weniger. (QuA15: 22)

Kritik übt Joseph an dem oberösterreichischen Familienfördersystem, das zu dieser Zeit stark beworben wird, da er es für nicht treffsicher hält. Im Interview gibt er die Höhe seines außerlandwirtschaftlichen Verdienstes mit ca. 2000 Euro netto pro Monat an und berichtet

⁵⁶ Eine schottische, klein bis mittelrahmige Rinderrasse, welche für eine extensive und ganzjährige Weidehaltung geeignet ist.

⁵⁷Kreuzungszucht: Das Zuchtziel ist hier durch die Kombination zweier unterschiedlicher Rinderrassen, verbesserten Einfluss auf spezifische Rassemerkmale in der Folgegeneration zu nehmen.

über die Erfahrungen bei diversen Förderansuchen, dass seine Familie auf keines der vorhandenen Förderprogramme einen Anspruch hat. Dieses ist für das Ehepaar Schlager nicht nachvollziehbar. Joseph sieht ihre finanzielle Situation mit ihm als Alleinverdiener, zwei Kindern und die Höhe ihres Einkommens als annehmbar an aber, „recht viel Spielraum hast du nicht mehr, das ist so!“ (QuA15: 23)

„[...] Ich sage, ich verdiene nicht schlecht, ich mache Vierschicht bei meiner Firma, aber wir fallen von den Förderungen überall heraus, mit [trotz] zwei Kindern, [und] bin aber Alleinverdiener.

[...] und jetzt sag ich einmal den Fall, dass du die Förderungen kriegst, die familienfreundlichen von Oberösterreich, [...], da darfst du als Alleinverdiener vielleicht maximal 1400/1500 Euro verdienen, [davon] sollst du leben als Alleinverdiener, [davon] sollst du Schulden zurückzahlen vom Haus, dann sollst ein Auto haben, davon sollst die ganzen Fixkosten [zahlen] das geht sich fast nicht mehr aus.

[...] es braucht eh nur umgehen, es muss sich nur ausgehen. Ich brauch mir nichts ersparen [zu können], passen muss es. Aber ich kann ansuchen heute, wo ich will, ich werde überall abgelehnt.“ (QuA15: 22f)

Was die Mechanisierung betrifft, gab es noch vor 10/15 Jahren mehr Zusammenarbeit zwischen den Bauern. Heute wird das meiste durch Eigenmechanisierung abgedeckt. Franz sieht die Ursache für diesen Wechsel darin begründet dass, ...

„[...] fast jeder hier arbeitet als Schichtarbeiter. Der hat diese Schicht und der andere hat diese Schicht. Der ist hier daheim und der ist dort daheim. Im Prinzip hat man eh fast keinen Kontakt mehr zueinander. Der eine will, sobald er von der Arbeit heimkommt unbedingt das „Mistsuppenfassl“⁵⁸ haben oder eine andere Maschine. Der andere ist böse, weil er aber später nicht mehr [am Hof arbeiten] kann, weil er in die Nachschicht muss.“

(QuA15: 12)

⁵⁸ „Mistsuppenfassl“ ist der umgangssprachliche Ausdruck für ein Gülle- oder Jauchefass .

Und deshalb lassen sich die einzelnen Bedürfnisse und Arbeitseinteilungen „schwer unter einen Hut bringen“, meint Joseph.

„[...] Das war halt früher besser, weil mehr Leute am Hof waren und dann hat einfach jemand anderer diese Arbeit erledigt. Das funktioniert heute nicht mehr so.

Deinen Nebenerwerb musst du dir nach deiner Firma [Arbeitgeber] ausrichten. Wenn ich in der Firma sage, ich brauche Urlaub zum Heuen, [...] oder zum Holzmachen, wollen die das gar nicht hören. Weil im Prinzip sagt jede Firma, [...], „wenn dir dein zweites Standbein wichtiger ist, dann bleibst gleich daheim.“

[...] darum hat eigentlich jeder fast alles selber. Ich habe alle Maschinen alleine, fast.

(QuA15: 12)

Hier kommt dem Nebenerwerbsbauer sein erlernter Beruf, des Metallfacharbeiters sehr zugute, da er sich die Maschinen in einem gebrauchten Zustand kauft, sie dann selber repariert und für seinen Betrieb adaptiert. Außerdem ist er auch ein wenig „heikel auf seine Maschinen“, führt Joseph an.

Noch dazu ist es so, meint Joseph, dass sich die Betriebsgrößen in einem Maß ausdifferenziert haben, dass es schwer ist hier einen Modus für Maschinenkooperationen zu finden.

„[...] Der eine hat 30 Hektar und ich habe nur vier Hektar, solltest aber das gleiche zahlen“ (QuA15: 12)

Bei seiner Hofübernahme hat Joseph genau gewusst, dass er den Betrieb weiterbewirtschaften wird. Natürlich nicht so „ehrgeizig“ wie sein Vater, der ja im Haupterwerb gewirtschaftet hat.

Die Freude seines Vaters über den Fortbestand der Landwirtschaft, „was Gescheites zum Essen“ und für die Kinder die Möglichkeit so aufzuwachsen, wie er das konnte, das waren die ausschlaggebenden Beweggründe für die Fortführung des Betriebes. Den größten Vorteil sieht das Ehepaar Schlager durch das Zusammenfallen von Lebens- und Arbeitsplatz in der Kindererziehung.

„[...] [die] Kinder wachsen mit euch [gemeinsam] auf, [das ist] eine Sache die zählt.“
(QuA15: 26)

Die Wahl der Partnerin wird im späteren Interviewverlauf als zentral für seine Entscheidung den Hof zu übernehmen, ersichtlich. Im gesamten Interviewverlauf wird immer wieder „das Gemeinsame“, ohne dass es nicht gehen würde, betont.

„[...] habe natürlich eh lange eine Frau suchen müssen, die das auch haben will.
[...] eine Frau nur so zum Anschauen – sie muss schon anpacken auch. Das ist eben
[der Unterschied zwischen] Theorie und Praxis [...].“ (QuA15: 13)

Seine Frau kommt zwar selbst auch von einer Landwirtschaft, aber dass alleine sagt noch nichts über den Zugang zur, und den Umgang mit der Landwirtschaft aus, ist Joseph überzeugt.

„[...] es geht ums Wollen und um den Ehrgeiz und um das Miteinander.“
(QuA15: 13)

Wenn Joseph „keine Frau für das Haus“, das soll heißen eine passende Partnerin für die gemeinsame Wirtschaftsführung gefunden hätte, sagt er, wäre seine Lebens- und Berufsgestaltung wohl eine andere gewesen.

„[...] ja, so wie die ganzen Bauernsöhne, die alleine [die ohne eine Partnerin] sind, das würde ich nicht machen. Was hat man denn alleine davon? Ich meine, da müsst ihr den Alltagsablauf [auf einem Bauernhof] verstehen. Der arbeitet den ganzen Tag draußen – geht [nach getaner Arbeit] ins Haus – hat nichts auf dem Tisch [muss sich selber um seine Verpflegung kümmern] – muss sich selber die Wäsche waschen. Ich meine, das ist doch kein Leben mehr. Da muss ich mir mein Leben anders machen.“
(QuA15: 23)

Maria Schlager hat vor ihrer Heirat mit Joseph als Konditorin gearbeitet. Doch war der Gedanke, einmal in der Landwirtschaft tätig zu sein, immer schon vorhanden, sagt sie.

Maria: „[...] nein, ich muss ehrlich sagen, so alleine in einem Haus nur mit Garten,

ich weiß nicht, ich hätte da das Gefühl - da käme ich mir ein bisschen überflüssig vor. Da wäre ich dann sicher so weit, dass ich ein paar Stunden arbeiten gehen würde. Hingegen hierzu, [...] du kannst dir soviel selber erarbeiten, das glaubt keiner. Man muss schauen, dass man alles [von Allem] ein bisschen hat.“ (QuA15: 14)

Franz ergänzt: „So jetzt hab ich zwei Tage Holz abgeschnitten. Ich habe immer das Brennholz im Keller für zweieinhalb bis drei Jahre falls ich einmal ein Jahr nichts machen kann. Die Arbeit, die wir machen, wird immer mehr wert, [...] wenn du das [Brennholz] in Öl umrechnest. Schau 0,90/0,93 Cent kostet der Liter Heizöl. Im Schnitt brauchst du 3000 Liter dass du nicht erfrierst im Winter, dann rechnest du dir das für zwei Jahre aus – und das [Heizöl] wird noch teurer – und dann wird die handwerkliche Arbeit, die du selber machst einfach mehr wert.“

Interviewerin: „Ja – das macht einen Sinn.“ (QuA15: 14)

Über die Lebensführung einiger Arbeitskollegen, welche die Möglichkeit hätten aber nicht bereit sind einen gewissen Aufwand für die Selbstversorgung mit Lebensmittel wie Salat oder ähnliches zu betreiben, äußert Joseph Unverständnis und bezeichnet deren Argument der billigen Ladenpreise als „faule Ausreden“.

„[...] ich meine, wenn ich was machen will, dann mach ich das mit Freude, und das ist ja wirklich eine Freude. Schön ist es, wenn du dich dann am Abend hinsitzt zur Jause und sagen kannst, heute war ich wieder fleißig – und man ist müde. [...] . (QuA15: 14)

Die Eltern von Joseph haben den Hof im Haupterwerb mit nur vier Milchkühen betrieben und daraus den Lebensunterhalt für die achtköpfige Familie (sechs Kinder) bestritten. Sie sind zwar in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, aber dennoch hat es ihnen an nichts gefehlt, betont Joseph.

Aufgrund der stetig schwindenden Kräfte des Vaters wurde dann im Jahr 1996 die Entscheidung für die Hofübernahme getroffen.

„[...] Ja ich habe 1996 übernommen. Ich sag das ganz ehrlich, wie es ist, eigentlich -

mein Vater hat gelebt von vier Milchkühen und wir waren sechs Kinder, wir sind bescheiden aufgewachsen – Gott sei dank. Wir haben aber trotzdem alles gehabt. Mein Vater – für die Kinder hat er alles übriggehabt. Er hat geschaut, dass wir einen gescheiterten Beruf erlernen – da gibt es nix – aber wir sind halt eher bescheidener aufgewachsen. Und ich weiß noch 95/96, irgendwann ist er halt schon schwach geworden und „ausgeschunden“ gewesen, und die Mutter hat immer gesagt, „Bub nimm doch einmal das Haus“. Naja, dann hab ich gesagt, entweder ich nehme das Haus jetzt, oder ich nehme es gar nicht mehr. Aber als Jüngster bringst du es nicht übers Herz, dass du die Eltern alleine lässt, sag ich. Dann sind wir nach Grein gefahren zum Notar, haben alles [nieder]geschrieben. Eher unvorbereitet muss ich sagen. Macht das ja nie, macht Übernehmerkurse - informiert euch gut. Es sollen sich auch genauso die Alten informieren.“ (QuA15: 6f)

Joseph betont dies deshalb, da durch diese unvorbereitete Hofübergabe, und das fehlende Wissen über diesen Prozess nicht die bescheidenen Wünsche des Vaters verbrieft worden sind, sondern der Text durch den Notar festgelegt wurde, und dieser sich inhaltlich an einem älteren Übergabevertrag orientiert hat, indem von den Benützungsberechtigungen bis hin zur Pflege alles vertraglich geregelt wurde.

Kurz nach der Übergabe, im Jahr 1999 ist dann der Vater von Joseph überraschend verstorben. Zur gleichen Zeit waren sie mit der Errichtung eines neuen Wohnhauses, in dem auch eine Wohnmöglichkeit für die Eltern eingeplant war, beschäftigt.

Obwohl das Verhältnis zum Vater sehr gut war, gestaltete sich die Beziehung zur Mutter nach dem Tod des Vaters eher schwierig, sodass die momentane Situation von Joseph selbst, wie folgt beschrieben wird.

„[...] naja, jetzt ist halt die Mutter übriggeblieben und jetzt haben wir einen normalen Generationswechsel, einen harten [Generationswechsel], wie es ihn halt überall gibt – sag ich einmal. Und diejenigen, die das nicht wahrhaben wollen, bei denen passt meistens gar nichts. Ich bin einer der das öffentlich sagt, und von dem man lernen sollte. Übergeben, das ist halt – die Alten sagen, „übergeben, nimmer leben“, [...]. [...] so sollte das nicht sein – am schönsten wäre es, wenn es miteinander gehen

würde. Die Jungen sollen die Alten schätzen, die Alten sollen die Jungen schätzen – das wäre das Beste! So soll es normal sein bei uns im Mühlviertel, aber das funktioniert nirgends! Und diejenigen, die das so schön darstellen – dass das funktioniert, dort hat es am meisten [gibt es die meisten Probleme].“ (QuA15: 7)

Seine eigene Hofübergabe hat Joseph noch nicht geplant. Was er aber sagen kann ist, dass er den Kindern eine freie Entscheidung ermöglichen will, und in Bezug auf den Übergabevertrag will er den Hof, anders als bei seiner Übernahme, ohne spezifische, verbrieft Gegenleistungen an die nächste Generation übergeben. Wünschenswert wäre ein Miteinander nach der Übergabe, aber falls das nicht möglich sein sollte, ist er auch bereit den Hof zu verlassen.

Einen guten Zeitpunkt für einen Wechsel sieht er im Alter von etwa 55 Jahren, da dadurch die Jungen schon frühzeitig die Möglichkeit der Gestaltung haben, und die weichende Generation noch in einem Alter ist, hilfreich in finanzieller als auch in manueller Sicht mitzuwirken.

Als sehr wichtig für die Übernahmergegeneration beurteilt Joseph die klare Regelung der Erbteilsabfindung. Im günstigsten Fall wird diese Angelegenheit, wie es auch bei seiner Übernahme war, noch von der Übergeberseite geregelt und schriftlich festgehalten.

„[...] Wenn die Kinder [Geschwister] nicht ausbezahlt sind, und du musst den Hof übernehmen, würde ich mich noch hundert Mal besser informieren, weil da kann Haus und Hof draufgehen, das ist so. Und meistens will es eh keiner Daheim, wir wollen es nicht, nimm es du. Dann nimmst du es [den Hof], dann machst was draus, dann ist der indirekte Neid da, der entwickelt sich einmal. Der [Hofübernehmer] hat eh alles bekommen von daheim, wir haben uns das und das erst schaffen müssen. [...] und wenn sie [die weichenden Erben] dir dann einmal vorrechnen, was sie bekommen [sollen], wirst du es dir nicht leisten können.

[...] und sonst gehört das mit den Kindern gleich geregelt – das kriegst du noch und fertig.“ (QuA15: 17f)

Solch unregelte Angelegenheiten können das Verhältnis zu den weichenden Geschwistern mitunter auf die Probe stellen, wie sich auch im Zuge der

Verlassenschaftsabhandlung nach dem Tod von Herrn Schlager zeigte, erzählt Joseph.

Die Herausforderung liegt in der Gestaltung des Alltages mit den eigenen Eltern in einem gemeinsamen Haushalt. Schlager plädiert für klare Regelungen, was diese Gestaltung des Alltages und das Verhältnis innerhalb der Familie betrifft, auch wenn dieses „scharfer Worte“ bedarf, wie er sagt.

„[...] an einem Sonntag redet sich alles schön, aber im Alltag musst du leben, der Alltag ist ganz ein anderer. Alles, was schön ausgemacht ist und super [...] und der Alltag schaut immer ganz anders aus. Und den Alltag, den musst du dir regeln, dass er passt. Nicht schönreden, von dem kann keiner leben, das bringt dich um, das ist so.“ (QuA15: 20)

Ein alternativer Lebensentwurf für die Familie Schlager, bei dem Maria nicht ihre volle Arbeitskraft dem Hof und der Familie zur Verfügung stellen würde, sondern einer außerlandwirtschaftlichen Tätigkeit nachginge, sieht für Joseph so aus.

„[...] du kannst dir das nicht leisten, weil schau einmal! Wenn ich die Frau in die Arbeit schick, die muss mindestens 20/30 Kilometer fahren [Wegstrecke zur Arbeitsstelle].

[...] dann musst du wenigsten das, was auf der Straße bleibt [verdienen], dann ist es meistens Teilzeit, weil sonst geht es sowieso nicht, dann ist der Alleinverdienerabsetzbetrag weg, dann hast du daheim keinen Salat mehr, dann hast kein Kraut mehr, dann hast gar nichts mehr, dann musst alles [das] kaufen, dann haben die Kinder niemanden, dann kostet der Kindergarten – der Kindergarten kostet 95 Euro im Monat für den Buben, dann hast [aber] zwei [Kinder], dann schaust einmal – da ist das Geld, das die Frau verdient hundert Mal beim Fenster draußen.“ (QuA15: 29)

Die große Entfernung zu seinem Arbeitsplatz macht Joseph, wie er sagt, nichts aus. Er wäre auch bereit noch weiter zu pendeln, falls dies erforderlich wäre. Dann würde er den Arbeitsplatz nach Linz verlagern und anstatt selber jeden Tag 80 Kilometer fahren zu müssen, was mit zunehmendem Alter immer anstrengender wird, einfach auf den Voestbus

umsteigen. Für einen Schwertberger so Joseph, „bricht die Welt zusammen wenn er nicht mit dem Rad zur Firma (in die Arbeit) fahren kann.

„[...] da haben wir einen anderen Kopf, weil gesund musst du sein. Wenn du gesund bist, kannst du dir helfen im Leben, ob dein Geld von dieser Firma kommt oder von einer anderen. Da sind wir wieder dort [bei diesem Punkt], die Arbeit [das Arbeiten] darfst du nicht fürchten.

Mein Vater hat immer gesagt, die Arbeit darf nicht weh tun. Deine Arbeit musst du mit Freude machen, dann passt das Leben. Sobald die Arbeit schwierig wird und [du nur mehr unter Zwang und Druck arbeitest], dann wird das Leben schwierig, und in Zukunft noch viel schwieriger werden.

Ich möchte euch ein Sprichwort sagen, das hat mir mein Vater gekauft. Als er noch gelebt hat, habe ich es noch nicht aufgehängt gehabt das Taferl [kleines Tafel zum Befestigen an der Wand mit einem Sprichwort versehen]. Mittlerweile, wenn er vielleicht herunterschaut, sieht er es. Ich sag euch das Sprichwort,

„Arbeit ist Segen, Zufriedenheit ist Glück“ und des merkt euch. (QuA15: 24)

Zusammenführung

In diesem vierten und letzten Kapitel dieser Arbeit werde ich mich nun mit der Beantwortung meiner eingangs formulierten Frage: „Wieso gibt es sie noch?!“ befassen und versuchen, durch eine Synthese von Theorie und Empirie zu Antworten zu gelangen.

Meine Vorgangsweise weicht vom Aufbau im theoretischen Teil aus Gründen der Gewichtung der Argumente ab. So werde ich mich hier als erstes mit den Sozialwissenschaften und ihren Vermögen oder Unvermögen, eine gegenwärtige Realität zu erfassen und zukünftige Realitäten zu prognostizieren, beschäftigen.

(1) Die Frage, ob die Prognosen über die Zukunft und/oder den Niedergang der bäuerlich organisierten Landwirtschaft eingetreten sind, könnte man wohl mit „Jain“ beantworten. Da hier der Faktor Zeit eine gravierende Rolle spielt und über eine klar definierte Spanne, in der dieser Prozess ablaufen wird, keine Angaben gemacht wurden. Ein Verfechter der Theorien Albrecht Daniel Thaers könnte behaupten, dass der Wandel bereits begonnen hat, und hier käme auch ein versierter Kontrahent nicht umhin dieser Aussage zuzustimmen, da Thaer diese Transformation in einer zeitlichen Dimension als noch nicht abgeschlossen bezeichnet, folglich die Beweisführung noch nicht beendet ist und somit eine endgültige Aussage noch aussteht. Da es schwer/unmöglich ist in einem nicht klar umrissenen Feld Position zu beziehen, werde ich das aus wissenschaftlichen Gründen auch sein lassen.

(2) Als zweites Argument könnte man unzulängliche Erhebungsmethoden, die in weiterer Folge zu unzulänglichen Theorien über das Leben der Bauern führ[t]en verantwortlich machen.

Die Identifizierung des „missing link“ für eine holistische Sichtweise sozialer Welten wurde von den eher quantitativ arbeitenden Sozialwissenschaften selbst benannt, und im Anschluss gleichsam als eine Neuentdeckung für die Wissenschaft gefeiert. Vergessen wird hier, dass dieses verstoßene Kind der Soziologie in anderen Disziplinen wie der Kultur- und Sozialanthropologie bereits Erwachsenenstatus erreicht hat.

Die Rede ist hier von der Wertschätzung der qualitativen Forschungsansätze auf dem Gebiet der Wissenschaften über/für den Menschen.

So schreibt der Soziologe Uwe Flick (2005) „Zur Aktualität der qualitativen Forschung“

„Qualitative Forschung gewinnt besondere Aktualität für die Untersuchung sozialer Zusammenhänge, da die Pluralisierung der Lebenswelten in modernen Gesellschaften – im Sinne der „neuen Unübersichtlichkeit“ (Habermas 1985), der zunehmenden „Individualisierung von Lebenslagen und Biographiemustern“ (Beck 1986) oder der Auflösung alter sozialer Ungleichheiten in die neue Vielfalt der Milieus, Subkulturen, Lebensstile und Lebensweisen (Hradil 1992) – eine neue Sensibilität für empirisch untersuchte Gegenstände erforderlich macht.“ (Flick 2005: 12; Ausgabe 2002)

Des Weiteren schreibt Flick mit den Worten von Herbert Blumers (1969):

„Die Ausgangsposition des Sozialwissenschaftlers und des Psychologen ist praktisch immer durch das Fehlen des Vertrautseins mit dem, was tatsächlich in dem für die Studie ausgesuchten Bereich des Lebens geschieht, gekennzeichnet.“

„Der rasche soziale Wandel und die resultierende Diversifikation von Lebenswelten konfrontieren Sozialforscher zunehmend mit sozialen Kontexten und Perspektiven, die für sie so neu sind, dass ihre klassischen deduktiven Methodologien – die Fragestellungen und Hypothesen aus theoretischen Modellen ableiten und an der Empirie überprüfen – an der Differenziertheit der Gegenstände vorbeizielen.“

(Flick 2005: 12f)

Ich habe mich hier dieses langen Zitates bedient, da ich mit eigenen Worten diese Formulierung des Defizites nicht besser hätte ausdrücken können, und ich hier auch auf die zeitliche Verankerung dieser Erkenntnisse hinweisen möchte.

Den Einsatz von quantitativen Analysemethoden sieht Sökefeld in Bereichen wo „exakte Mengenangaben“ mit dem Ziel von „Zählungen und Messungen“ als relevante Erhebungsdaten angestrebt werden. Hier ist der Einsatz von „standardisierten Erhebungsinstrumenten“ erforderlich, um die gewonnen Daten auszählbar oder vergleichbar zu machen, oder diese zueinander in Beziehung setzen zu können (vgl. Sökefeld 2003: 96).

Hingegen wird bei offenen und unstrukturierten Interviews der Gesprächsverlauf zum Teil der/dem InterviewpartnerIn übergeben, die durch diese freie Gestaltung eine neue Analysedimension eröffnen.

Diese Freiheit der Wahlmöglichkeit der Gewichtung der Themen kann der Schlüssel zum Verständnis individueller Lebensrealitäten sein, die durch strukturiertes, reduktives Vorgehen im Verborgenen geblieben wären.

Dies führt uns zu der Relevanz eines Teilbereiches des im Theorieteil erwähnten Konzeptes der „farming styles“, der lange Zeit vernachlässigt wurde und so zu einer reduktiven Analyseform führte, und erst in der jüngeren Vergangenheit mit Jan Douwe van der Ploeg Eingang in die quantitativ orientierten Sozialwissenschaften fand. Erst van der Ploeg verstand es diese Dimension in die Erhebung real existierender bäuerlicher Lebenswelten zu inkorporieren, und so für die Soziologie nutzbar zu machen. Die zentrale Neuerung, die mit diesem Konzept eingeführt wurde, ist eine Ergänzung der die Interpretation der gesammelten quantitativen Daten mittels narrativer Interviews.

Martin Sökefeld (2003) zitiert in seinem Beitrag Bernard (1995) mit den Worten.

„No method of data collection is perfect. Unstructured interviews and questionnaires produce different kinds of data, and it is up to you to decide which method, or combination of methods, is best.“ (Bernard 1995: 287, zitiert nach: Sökefeld 2003:95)

Die Parameter für die Entwicklung von Wirtschaftsstilen unterliegen keinen festen Regeln und sind eher regional beeinflusst zu sehen. So hat auch Tod (2012) die für dieses Projekt konzipierten „farming styles“ induktiv, d. h. ausgehend vom vorhandenen Forschungsmaterial (narrativ biographische Interviews) heraus entwickelt.

(3) Interviewbetrachtung in Bezug auf die Frage: „Warum gibt es sie noch?!“

In den nun folgenden Interviewanalysen werde ich in erster Linie auf die konkreten Aussagen bezüglich der persönlichen Entscheidungen den Betrieb zu führen eingehen und so auf die von mir eingangs gestellte Fragestellung fokussieren.

Aspekte aus den Fallbeispielen, die in der Analyse nicht dezidiert angeführt werden, sind nicht minder wichtig für das sozioökonomische Über/Leben am Bauernhof und sollen dem

Leser aber primär einen möglichst umfassenden Gesamteindruck der Lebensumstände vermitteln.

Zwischenzeitlich hatte ich einige Probleme den Analyseumfang und dessen konkrete Ausrichtung zu fixieren. Durch die intensive Auseinandersetzung mit den meist aus einem soziologischen Hintergrund stammenden Theorien zu diesem Thema, ertappte ich mich bei dem Versuch einer universellen Beantwortung dieser Fragestellung gerecht werden zu wollen, und dem von mir zuvor beschriebenen qualitativen Pfad über eine Einzelfallanalyse zu verlassen.

Bei der Erstellung der Analyse zu diesen Interviews werde ich mich der von Peter Schallberger in seiner Schrift „Wovon handeln bäuerliche Zukunftsvorstellungen? Determinanten, Dimensionen und Typen“ herausgearbeiteten Typen und, der von ihm selbst als fundamentale Denk- und Deutungsmuster bäuerlichen Handelns definierte Handlungsprinzipien bedienen. Schallberger unterscheidet hier zwei grundlegend verschieden motivierte Wirtschaftskonzeptionen. Die erste Gruppe beschreibt eine subsistenzlogisch motivierte Wirtschaftsführung. Die zweite, radikal konträre Motivation des Wirtschaftens fußt auf der Logik des Marktes – die marktlogische Wirtschaftsführung.

Aus der „Frage nach den dominanten und steuernden Motiven der Hofbindung“ heraus formuliert Schallberger sieben Grundmotivationen der Hofbindung, die sich mir als geeignet darstellen um sie hier zu verwenden.⁵⁹

(1) Das familial-bauernweltliche Traditionsmotiv:

Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil er an der Reihe ist.

(2) Das ökologische Motiv primären Ursprungs:

Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil er gerne in und mit der Natur arbeitet.

(3) Das ökologische Motiv sekundären Ursprung:

Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil er im Einklang mit der Natur leben und arbeiten will.

(4) Das kulturell-bauernständische Motiv:

Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil er stolz ist, Bauer zu sein und weil er Freude am bäuerlichen Leben hat.

⁵⁹ Für eine genaue Beschreibung der einzelnen Motivationen möchte ich den Leser auf den Originaltext (Schallberger 1996) der in der Literaturliste verzeichnet ist verweisen.

(5) Das lebenspraktisch-individualistische Autonomiemotiv:

Der Hoferbe übernimmt den Hof, weil er frei sein will.

(6) Das traditional-unternehmerische Subsistenzmotiv:

Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil der Hof seine Existenz ist.

(7) Das modern-unternehmerische Erfolgsmotiv:

Der Hofnachfolger übernimmt den Hof, weil er ein erfolgreicher Unternehmer sein will.

(Schallberger 1996: 37f)

Der Betrieb Huber (**Fallbeispiel 1**) stellt sich als typischer Betrieb in Warteposition dar. Bedingt durch die Abwesenheit des Hoferben und dem fortgeschrittenen Alter des Betriebsleiterehepaares, versuchen diese den Hof so gut es geht in Ordnung zu halten, ihn gewissermaßen zu konservieren, bis der Jungübernehmer bereit ist sein Erbe anzutreten. Auch Seiser (2009) verweist auf die nachweisbar sinkende Investitionsbereitschaft der Bewirtschaftergeneration ab einem Alter von etwa 50 Jahren. Vogel und Wiesinger beschreiben diese Situation wie folgt,

„[...] [es] liegt oft einfach eine „Warteposition“ vor, in der noch nicht klar geworden ist, ob sich die nächste Generation nicht doch für eine Professionalisierungsstrategie entscheidet.“ (Vogel/Wiesinger 2003: 13)

Der Betrieb wurde 1980 von dem jetzigen Betriebsleiter Franz Huber übernommen, weil er, nach dem Tod des Vaters „an der Reihe ist [war]“ (Schallberger 1996: 36). Die Möglichkeit diese Tradition nicht fortzuführen wurde nicht in Erwägung gezogen. In Folge dessen wurde die außerlandwirtschaftliche Erwerbstätigkeit aufgegeben, und um das fehlende Einkommen kompensieren zu können wurde durch zeitlich gestaffelte Wachstumsschritte das Betriebseinkommen sukzessive erhöht. Dieses Vorgehen entspricht im Prinzip der von Michael Groier formulierten Tendenz des „Wachsen und Weichen[s]“ (vgl. Groier 2004).

„[...] für die Frau alleine war der Betrieb zu groß, deshalb haben wir versucht den Betrieb zu vergrößern. Den Viehbestand etwas erhöht, dann war aber die Landwirtschaftsfläche wieder zu wenig, deshalb haben wir wieder zugepachtet.“ (QuA24: 5)

Diese Vorgehensweise seitens der Familie Huber unterstreicht auch die von Weiß erwähnte hohe Wahrscheinlichkeit von größeren Nebenerwerbsbetrieben, den Weg hin zum Haupterwerb einzuschlagen. Diese Wahrscheinlichkeit erhöht sich mit der Produktdiversität, der Viehdichte und, im speziellen bedingt durch den hohen Arbeitsbedarf mit dem Milchkuhbestand (siehe Seite 48). Weiß stellt auch fest, dass eine Erhöhung des landwirtschaftlichen Einkommens nicht automatisch zu einer Reduktion der nichtagrarischen Tätigkeit führt (vgl. Weiß 2006: 3f).

„Den Pachtgrund haben wir heute noch, die Tiere haben wir auch heute noch - und in die Arbeit geh ich trotzdem wieder.“ (lacht) (Qua24: 5)

„Entweder am Wochenende oder ich nehme mir ein paar Tage Urlaub - dann funktioniert das schon. Das sind halt dann wirklich drei anstrengende Tage - das geht - muss gehen.“ (Qua24: 5)

Auch Tschajanow (1923) sah die Stärke und die Überlebensfähigkeit des Familienbetriebs in dessen Bereitschaft zur „Selbstaussbeutung“ (siehe Seite 59)

„Für den bäuerlichen Familienbetrieb ist charakteristisch, dass er erstens flexible Muster der Arbeitsteilung und des Arbeitseinsatzes – im Grenzfall auch Praktiken der Selbstaussbeutung – ermöglicht, und dass er zweitens eine generationenübergreifende Bestandsperspektive besitzt.

[...] [es] kann dank des relativ freien Verfügens über familieneigene Arbeitskräfte flexibel auf prinzipiell nur partiell berechenbare, wechselnde saisonale und klimatische Naturbedingungen reagiert werden.“ (Schallberger 1999: 6)

Dadurch, dass der prospektive Hoferbe dem Betrieb seine Arbeitsleistung sporadisch zur Verfügung stellt, ist die endgültige Entscheidung über die Zukunft des Betriebes, oder die Art der Betriebsführung noch nicht getroffen. Diese Zuschreibung als „Betrieb in Warteposition“ drückt sich auch durch die Äußerung des Betriebsleiters zu ihrer aktuellen Situation aus.

[...] wir bleiben bei der Milchviehwirtschaft so lange es noch geht, und wenn der Bub sagt, er macht ein Casino draus (lacht) - dann soll er halt ein Casino machen.“ (QuA24: 16)

Peter Huber (QuA55) zeigt im Interview mögliche Szenarien der zukünftigen Betriebsführung auf. Aufgrund seines noch jungen Alters und der Position des Vaters, der zum Zeitpunkt des Interviews 55 Jahre alt ist und demzufolge noch nicht den vollen Pensionsanspruch erworben hat, besteht zur Zeit für Peter kein akuter Handlungsbedarf um den Fortbestand des Hofes sicherzustellen. Der eingeschlagene Weg der Aufrechterhaltung bestehender Betriebszweige und die finanzielle Begrenzung auf Erhaltungsmaßnahmen bis zum vollen Eintritt des Hofnachfolgers in die Führung des Hofes, gestattet es Peter eine außerlandwirtschaftliche Tätigkeit auszuüben. Dieses Arrangement ermöglicht den Aufbau finanzieller Ressourcen sowohl von Seiten des landwirtschaftlichen Betriebes als auch von Seiten des außerlandwirtschaftlichen Erwerbseinkommens.

Hier möchte ich auf bereits erwähnte Aussagen von Seiser und Weiß hinweisen, nach denen sich ein Investitionsstopp negativ auf eine erfolgreiche Hofübergabe auswirkt.

Ergänzend zu diesen Feststellungen bin ich der Meinung, dass bei einer konsensualen Entscheidung für eine Positionierung des Betriebes in „Ruhestellung“ und bei gleichzeitiger Akkumulation des kalkulierten Investitionskapitals sich dieser Weg als durchaus rational und für die Existenz des Betriebes als positiv erweisen kann.

Ins Zentrum seines Lebensentwurfes stellt Peter die Beziehung zu seiner Freundin. Da diese aber selber von einem landwirtschaftlichen Betrieb stammt, und über eine Zukunft am elterlichen Hof in St. Georgen bereits gesprochen wurde, sieht er diesen Entwurf als realistisch an. Sein Bestreben geht dahin den Betrieb im Haupterwerb zu führen, da „er dann durch die autonome Zeiteinteilung flexibler sei und dieses auch der Familie, respektive den zu erwartenden Kindern zugute kommen werde.“ (Fallbeispiel 1)

Außerdem erwähnt er die angespannte Situation am Arbeitsmarkt und die ständig wachsenden Anforderungen an sowie den Druck auf die Arbeitnehmer. In der Landwirtschaft sieht er hier eine Chance sich aus diesem System zu entkoppeln, und meint dazu, „da bin ich froh, wenn ich zu Hause arbeiten kann [...] da herrscht nicht so viel Druck. Da bin ich mein eigener kleiner Chef!“ (QuA55: 8)

Diese Aussagen lassen sich dem Hofbindungsmotiv (5) „weil er frei sein will“, also dem lebenspraktisch- individualistischen Autonomiemotiv zuordnen.

Der weitere Interviewverlauf bestätigt die primär subsistenzlogisch motivierten Übernahmebegründungen von Peter (vgl. Schallaberg 1996).

„[...] was soll man wirklich machen, wenn die Zeiten wieder einmal ein wenig schlechter werden- dann ist man froh, wenn man ein paar Kühe hat und ein paar Schweine halten kann.“ (QuA55: 12)

Auch die Angaben über eine möglichen außerlandwirtschaftliche Zusatztätigkeit seiner Partnerin definieren den Hof als den Mittelpunkt des sozialen und wirtschaftlichen Lebens (vgl. auch Motiv 1) durch die Absicht das betriebliche Gesamteinkommen zu vermehren. Tschajanow (1923) formuliert hierzu,

„Die Familie wirft sich mit ihrer nicht ausgenutzten Arbeitskraft auf Tätigkeiten, die außerhalb des eigenen Betriebes Verdienst bieten, setzt ihren Bedürfnissen die summierten Einkünfte, die sie aus diesen und ihrem landwirtschaftlichen Betrieb zieht, entgegen, und stellt das Gleichgewicht zwischen der Beschwerlichkeit bei der Erlangung dieses Gesamteinkommens und dem Maße der Befriedigung der persönlichen Bedürfnisse her.“ (Tschajanow 1987 [1923]:52f. zit. nach Schüren 2002: 50)

Obwohl die Aussagen Züge mehrerer Hofbindungsmotive aufweisen, würde nach meiner Einschätzung Peters persönliche Selbstzuschreibung wohl auf das Motiv 6 „das traditional-unternehmerische Subsistenzmotiv“ fallen.

Seine außerlandwirtschaftliche Tätigkeit, die Freundin in Linz, bei der er einen Teil der Arbeitswoche verbringt und der Umstand noch nicht für das Überleben der Familienwirtschaft verantwortlich zu sein, ermöglichen ihm eine zwanglose „Sicht von Außen“, die ihm eine Vielzahl von Handlungsentwürfen erlaubt.

In den Mittelpunkt stellt er die eigene Partnerschaft.

„[...] natürlich der Hauptfaktor ist dann die Freundin, [...], wenn die Freundin sagt, das interessiert mich nicht – dann mach ich lieber etwas anderes. (QuA55: 6)

„[...] aber das stellt sich alles in den nächsten Jahren heraus, ob kleiner ob grösser, ob gleich, ich bin flexibel und bin für jeden Weg bereit!“ (QuA55: 7)

Die Situation bei Familie Kramer (**Fallbeispiel 2**) stellt sich bezogen auf die Betriebsgröße vergleichbar aber inhaltlich sehr different dar. Dieser Betrieb charakterisiert sich durch

seine, über mehrere Generationen betriebene, „Professionalisierung der landwirtschaftlichen Tätigkeit“ (Vogel/Wiesinger 2003: 12).

Bereits der Vater des jetzigen Betriebsleiters, hatte zum Zeitpunkt der Übernahme durch Johann eine gewisse „Vorreiterstellung“ in der Region inne, die sich in einer technisierten, modernen Wirtschaftsführung ausdrückte. Das gab auch für Johann den Ausschlag sich für den Betrieb als zukunftssträchtiges und entwickelbares Unternehmen (Schallberger Motiv 7 „Erfolgsmotiv“) gemäß seines „Auftrages“ als einziger männlicher Nachkomme (Schallberger Motiv 1 „Traditionsmotiv“) zu entscheiden. Die mögliche Alternative wäre im Besuch einer weiterführenden Schule gelegen, jedoch hat er die Entscheidung für den Hof nie bereut, wie Kramer sagt, „da man auch in der Landwirtschaft etwas erreichen kann.“ (QuA29: 12) (Motiv 7)

Johann bringt seine Anbindung mit den Worten zum Ausdruck:

„[...] ich bin da geboren und bin da aufgewachsen - gefällt mir sehr gut hier! Das ist Heimat für mich. Mit diesem Grund und Boden, in dem Gebiet können wir gut umgehen. Ich möchte nicht sagen, dass ich als Landwirt irgendwo anders hinziehen möchte.“ (QuA29: 7) (vgl. Schallberger Motiv 2/4)

Die Übernahme selbst war ein „[...] fließender Übergang gewesen. Der Vater war 55 Jahre alt und ich war 24 Jahre alt. [...] da wächst man hinein.“ (QuA29: 4). In einem Experteninterview (ExR2: 21) wird eine positive Übergabe als Prozess dargestellt, der in einem günstigen Fall bis zu 20 Jahren (10 Jahre Vorbereitung und anschließend 10 Jahre sanfter Übergang) andauern kann.

Dieses Verhalten des Vaters modern und wirtschaftlich innovativ zu sein, wurde dann von Johann durch eine Betriebsumstellung und neue Investitionen beibehalten.

„[...] Das war eine massive Veränderung. Da waren wir die Verrückten. Wir haben uns zu einem relativ modernen Betrieb entwickelt, und das hat man auch immer so gesehen. [...] man ist da einfach anders. Es hat sich gezeigt, dass es sich in alle Richtungen rentiert. Erstens ist „Bio“ jetzt hochmodern und ist auch nachgefragt.“ (QuA29: 11/12) (vgl. auch Schallberger die „Unternehmer“ Motivation (7))

Hierzu möchte ich abermals auf die bereits erwähnten Beiträge über die positive Korrelation von Investition und Innovation in Bezug auf eine erfolgreiche Hofübergabe

hinweisen (vgl. auch Weiß 2006, Seiser 2009, Bohrmann o.J., und Tod 2012). In Bezug auf eine Zuordnung zu den von Tod (2012) beschriebenen Landwirtschaftsstilen zeigt diese Vorgehensweise Parallelen zu dem Stil „Innovatives Investieren“, welcher sich durch den Einsatz von Fremdkapital und Diversität in der Wirtschaftsführung auszeichnet. Johann sieht seinen Betrieb durchaus als einen „Leitbetrieb“ in und für die Region an und setzt demzufolge auch auf Innovation und Bildung. Zusätzlich zu den qualitativen Veränderungen am Hof wurden entsprechend dem von Groier (2004) formulierten Prinzip des „Wachsen und Weichen“ auch in der Quantität neue betriebliche Maßstäbe gesetzt, die sich im Neubau des größeren Stallgebäudes und dem Willen zu weiterem Wachstum äußern. Diese Entscheidungen waren jedoch nur möglich, „[...] dadurch, dass ich gewusst habe, es ist ein Nachfolger da, haben wir auch diese Investition machen können.“ (QuA29: 5)

Obwohl Johann durch eine Verpflichtung aus dieser Investitionsentscheidung noch einige Jahre an die Betriebsführung gebunden ist, wird die planmäßige Hofübergabe zu einem Alterszeitpunkt stattfinden, der in der Literatur als günstig für einen erfolgreichen Wechsel (vgl. Seiser 2009) für den Verbleib im Haupterwerb (vgl. Weiß 2006) angesehen wird. Die gute Zusammenarbeit einerseits und die praktizierte Kompetenzverteilung andererseits geben beiden Generationen genügend Freiraum in Bezug auf ihr wirtschaftliches Agieren. Johann ist der Meinung, dass sich eine primär außerlandwirtschaftliche Ausbildung negativ auf die Hofbindung auswirkt und steht damit im Einverständnis mit der von mir erwähnten Fachliteratur.

Stefan Kramer wurde von seinem Vater hin zur Landwirtschaft „animiert“, und hat durch den Besuch der landwirtschaftlichen Fachschule auch die dazugehörige fundierte Ausbildung erhalten.

„[...] ich bin immer mehr auch für die organisatorischen Sachen zuständig, für die ich vorher nicht verantwortlich war. Das nimmt immer mehr zu.“ (QuA27: 3)

Zusätzlich macht er aus eigener Initiative heraus die Ausbildung zum Forstwirtschaftsmeister. Aus einem Experteninterview geht hervor, dass seitens der

Landwirtschaftskammer eine berufliche Fachausbildung ab einer Größe von etwa fünf Hektar ratsam ist (vgl. Seiser 2009). Des Weiteren lässt sich laut Weiß (2006) eine positive Korrelation zwischen einer landwirtschaftlichen Ausbildung und einer erfolgreichen Hofübergabe feststellen. Erlacher et al. (2009) erwähnen eine fehlende Fachausbildung im Zusammenhang mit einem vermehrten Erwerbswechsel von einer Haupterwerbs- hin zu einer Nebenerwerbslandwirtschaft.

Das Fortführen der vorgezeigten „Professionalisierung der landwirtschaftlichen Tätigkeit“ (Vogel/Wiesinger 2003: 12) zeigt sich nicht nur im Fortbildungswillen sondern auch im Ausweiten der Technifizierung und im Anknüpfen an den betrieblichen Wachstumswillen des Vaters (vgl. Schallberger Motiv 7 „Erfolgsmotiv“).

„[...] eher eine ruhige [Gegend], abseits der Stadtheftik.“ (QuA27: 6)
(vgl. Schallberger Motiv ökologisches Motiv 3/Subsistenzmotiv 6/ Autonomiemotiv 5)

„Ja, man kann im Prinzip selber bestimmen und sich selbst entfalten. Und die Arbeitszeit kann man sich auch selber einteilen. Auch die Arbeit mit der Natur, das ist das, was mir einfach taugt – das tu ich gerne. Das sind sicher die wichtigsten Sachen.“ (QuA27: 7)

Die wirtschaftlichen Grundbedingungen im **Fallbeispiel 3** (QuA15) unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht von denen der vorgenannten Betriebe. Die Nebenerwerbslandwirtschaft wird vom Betriebsleiter selbst als „Hobby“ bezeichnet, von dem er sich, wie er sagt, keine „großen Einnahmen“ erwartet. Josef Schlager war der jüngste Sohn in der Familie und nachdem die Kräfte des Vaters schwanden und die Mutter mit den Worten „Bub nimm doch einmal das Haus“ ihn unter Druck setzte, entschied sich Josef für die Übernahme, weil „[...] als Jüngster bringst du es nicht übers Herz, dass du die Eltern alleine lässt sag ich.“ (QuA15: 6) (vgl. Schallberger „Traditionsmotiv“ (1))

In späteren Interviewverlauf werden die Beweggründe für die Hofübernahme um die Parameter „für den Vater“, „für die Kinder“ und um „was Gescheites zum Essen [zu haben]“ erweitert (Hofbindungsmotive 1/6).

Die Wirtschaftsführung hat sich mit dem Tod des Vaters von vormals Milchproduktion im Haupterwerb auf Mutterkuhhaltung im Nebenerwerb geändert. Erlacher et al. (2009) zeigen in ihrer Analyse der Agrarstrukturerhebungsdaten der letzten Jahre (beginnend 1990), dass

Ereignisse, wie etwa der Tod eines Haushaltsmitgliedes, das in einem Familienunternehmen gleichzeitig eine Arbeitskraft darstellt, maßgeblich zu einem Erwerbswechsel hin zum Nebenerwerb beitragen. Mit der Entscheidung der Übernahme des „Hauses“ wurde gleichzeitig die Entscheidung der Weiterführung der Wirtschaft unter der Prämisse eine geeignete Partnerin zu finden, getroffen. Das „Miteinander“ mit der Partnerin sieht er als Grundbedingung für eine Hofübernahme an. Ohne diese, durchaus pragmatisch interpretierbare Voraussetzung hätte er sich für einen anderen Weg entschieden, sagt Josef, da die Alltagsarbeiten auf einen Bauernhof ein Miteinander verlangen.

Josef: „[...] ja so wie die ganzen Bauernsöhne, die alleine [die ohne eine Partnerin] sind, das würde ich nicht machen. Der arbeitet den ganzen Tag draußen – geht [nach getaner Arbeit] ins Haus – hat nichts auf dem Tisch [muss sich selber um sein Essen kümmern] muss sich selber die Wäsche waschen.“ (QuA15: 23)

Bei Maria Schlager war die Neigung zu einer landwirtschaftlichen Beschäftigung schon vor ihrer Heirat mit Josef, als sie noch ihrem erlernten Beruf nachging, vorhanden. Die Bestätigung, die sie in ihrem Leben als Bäuerin erfährt, drückt sie mit den Worten aus,

Maria: „[...] du kannst dir soviel selber erarbeiten, das glaubt keiner. Man muss schauen, dass man alles [von Allem] ein bisschen hat“ (QuA15:14)
(vgl. Schallberger Motiv „Autonomie“).

Spätestens hier zeichnet sich die, um mit Schallberger zu sprechen, „subsistenzlogisch motivierte Wirtschaftsführung“ ab, und erklärt die Diversität der „Hobby[landwirtschaft]“ mit der Haltung von etwa 14 Rindern, Schweinen, Hasen und Hühner“.

„[...] damit die Gefriertruhe ein wenig voll ist. [...] das man so wenig wie möglich kaufen muss und etwas Echtes hat zum Essen.“ (QuA15: 5)

Seinen außerlandwirtschaftlichen Verdienst beziffert er mit einer Höhe von etwa 2000 Euro netto als gut, führt aber weiter aus, dass er als Alleinverdiener mit zwei Kindern keinen Zugang zu Familienfördermittel hat und beschreibt ihre Situation als eine mit, „[...] recht viel Spielraum [finanzielle Reserven] hast du nicht mehr, das ist so!“ (QuA15: 23)

Weiß (2006) nennt als häufigsten Grund für den Wechsel zu einem kombinierten Einkommenserwerb (landwirtschaftlich und außerlandwirtschaftlich) die Absicht der Einkommensanpassung an andere Erwerbssektoren.

Mit diesem Hintergrund wird das anfänglich erwähnte „Hobby“ in ein klar formuliertes, auf rationalen Entscheidungen basierendes sozioökonomisches System transferiert.

Um dieses Kalkül, das auf einer „subsistenzlogisch“ basierten Denkweise beruht, darzustellen, werde ich noch einmal die Originalaussagen von Josef Schlager, die in ihrer Argumentation unmissverständlich sind, und aus meiner Sicht nicht besser wiedergegeben werden könnten, zitieren.

Josef ergänzt: „So jetzt hab ich zwei Tage Holz abgeschnitten. Ich habe immer das Brennholz im Keller für zweieinhalb bis drei Jahre falls ich einmal ein Jahr nichts machen kann. Die Arbeit die wir machen wird immer mehr wert, [...] wenn du das [Brennholz] in Öl umrechnest. Schau 0,90/0,93 Cent kostet der Liter Heizöl. Im Schnitt brauchst du 3000 Liter, dass du nicht erfrierst im Winter, dann rechnest du dir das für zwei Jahre aus – und das [Heizöl] wird noch teurerer – und dann wird die handwerkliche Arbeit, die du selber machst, einfach mehr wert.“

Diese Argumentation überzeugt selbst die Interviewerin, die ihm mit den Worten beipflichtet, [Interviewerin] „Ja – das macht einen Sinn.“ (QuA15: 14)

In einer weiteren Schlüsselpassage des Interviews entwirft Josef Schlager eine Alternativkalkulation zur bestehenden Lebensführung, der er im gleichen Atemzug ihre Rationalität entzieht.

„[...] du kannst dir das nicht leisten, weil schau einmal! Wenn ich die Frau in die Arbeit schick, die muss mindestens 20/30 Kilometer fahren [Wegstrecke zur Arbeitsstelle]. [...] dann musst du wenigsten das, was auf der Straße bleibt [verdienen], dann ist es meistens Teilzeit, weil sonst geht es sowieso nicht, dann ist der Alleinverdienerabsetzbetrag weg, dann hast du daheim keinen Salat mehr, dann hast kein Kraut mehr, dann hast gar nichts mehr, dann musst alles [das] kaufen, dann haben die Kinder niemanden, dann kostet der Kindergarten – der Kindergarten kostet 95 Euro im Monat für den Buben, dann hast [aber] zwei [Kinder], dann schaut einmal – da ist das Geld, das die Frau verdient, hundert Mal beim Fenster draußen.“ (QuA15: 29)

Diese ausführliche Darlegung vermittelte mir beim Hören der Originalaufnahme nicht nur die Absicht der Erläuterung einer ökonomischen Tatsache, sondern impliziert auch den Versuch die eigene agrarische Lebensform, dessen Existenz dem herrschenden Paradigma widerspricht, zu rechtfertigen. Seiser (2009) erwähnt den Hang zur Rechtfertigung der eigenen Handlungen im Zusammenhang mit betrieblichen Extensivierungsschritten, wie sie auch bei Familie Schlager stattgefunden haben.

Inhetveen und Fink-Keßler fassen zusammen:

„Für viele bedeutet der Nebenerwerb keinesfalls nur der (*sic!*) Einstieg für den Ausstieg aus der Landwirtschaft, sondern eine eigenständige Form der bäuerlichen Landwirtschaft. Dennoch fristet die Nebenerwerbslandwirtschaft heute ein Schattendasein in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft.“ (Inhetveen/Fink-Keßler 2007: 72)

Zu seiner Verortung in dieser Region betont Josef, das es „nichts Schöneres und kein gepflegteres Land [gäbe] als wie das Mühlviertel“, und dass man, um es bewirtschaften zu können „in den Bergen aufgewachsen sein [muss]“ (QuA15). An dieser Stelle möchte ich auf eine vergleichbare Aussage im Fallbeispiel zwei (QuA29: 7) mit dem Statement „[...] Mit diesem Grund und Boden, in dem Gebiet können wir gut umgehen“ aufmerksam machen und auf die Autoren Ingold (2001) und Harris (2005b) verweisen, die sich mit dem Erwerb von spezifischen an einen speziellen Ort gebundenen Fähigkeiten („skills“) befassen.

Gleichzeitig wird hier eine traditionelle Bindung, die „[...] man weitergeben soll“ (QuA15) angesprochen (vgl. Schallberger Motiv 1).

Dieses Artikulieren des Spezifischen, wird von Josef zur Differenzierung nach Außen mit den Worten „[...] da haben wir einen anderen Kopf [eine andere Sicht und Handlungsweise] [...], und innerhalb der Gruppe der Landbewirtschaftler gegenüber der Lebensführung von großen Haupterwerbsbetrieben, aber „nicht [von] allen“, vorgenommen.

Für das Ehepaar Schlager drückt sich der Erfolg ihrer Wirtschaft in der Bereitstellung guter Lebensmittel für den täglichen Bedarf in Kombination mit dem für sie bestmöglichen Einsatz des am Betrieb zur Verfügung stehenden Arbeitskräftepotentials aus. Gleichzeitig

wird für das gesamte sozioökonomische Gefüge Hof ein ästhetischer Anspruch gefordert, der nach Innen Erfolg bestätigen und nach Außen Erfolg vermitteln soll.

Schallberger erwähnt Ähnliches im ökologischen Motiv primären Ursprungs, im kulturell bauernständischen Motiv und dem traditionell-unternehmerischen Hofbindungsmotiv.

Schlussbetrachtung

Meine erste Erkenntnis diesem Prozess des Diplomarbeitsschreibens ist die Klärung der eigenen Motivation am Thema, das mich nicht nur als Anthropologe sondern auch als Bauer beschäftigt. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, den zum Teil widrigen Lebensumständen und den unterschiedlichen Kräften, denen diese Berufsgruppe ausgesetzt war und immer noch ist, bestätigte mich in der Wahl meines Forschungsfeldes. Die gewählte Untersuchungsregion Mühlviertel zeichnet sich durch einige Besonderheiten aus, reiht sich jedoch durch viele Gemeinsamkeiten in den allgemeinen Tenor, die Situation in der Landbewirtschaftung betreffend, ein. Bis zum Beginn der industriellen Revolution war die Bauernfamilie und die Art der Wirtschaftsführung durch ihre Aufgabe der Primärproduktion gesellschaftlich legitimiert. Im Zuge der Industrialisierung und dem damit einhergehenden Verlust dieser Position durch das Erschließen neuer Energieträger begannen sich auch die Bedingungen in und um die Landwirtschaft zu verändern. Neue theoretische Ansätze zur Landbewirtschaftung nahmen Realität an und die landwirtschaftliche Realität nahm ihrerseits viele dieser theoretischen Zuschreibung auf. Die alten Modelle und Orientierungen, die lange Zeit das Leben ermöglicht und das Überleben gesichert haben, waren nicht länger in Kraft.

Augenscheinlich wird die Situation beim Betrachten der „wachsenden“ landwirtschaftlichen Betriebe und der „weichenden“ bäuerlichen Höfe. Die traditionellen Reproduktionsprozesse von bäuerlichen Familienbetrieben scheinen nicht mehr zu funktionieren. Die Entscheidung für oder gegen ein Leben in und mit der Landwirtschaft ist von einer Fülle von Faktoren beeinflusst, von denen ich einige wissenschaftlich dokumentierte im Mittelteil dieser Arbeit näher beschrieben habe.

Die Beantwortung meiner Ausgangsfrage „warum sind sie, die Höfe, die Bauern, noch da?“ hatte ich mir vornehmlich durch die Beschäftigung mit dem Konzept der „farming styles“ erwartet. Im Zuge des Arbeitsprozesses hat sich jedoch herausgestellt, dass dieser Ansatz keine zufriedenstellenden Erklärungen für die Existenz vieler Klein- und Mittelbetriebe liefern kann. Das Konzept der Landwirtschaftsstile dient vornehmlich der Erfassung von Agrarstrukturen und basiert auf soziologischen, quantitativen Methoden. Die

explizite Neuerung ist die Erweiterung um einen qualitativen Aspekt, der es aber nicht schafft Erklärungen zu liefern, sondern nur den Fokus schärft und so das Netz einer Strukturanalyse enger spinnt.

Die wesentlichen Antworten habe ich aus der intensiven Analyse der Interviews gewonnen. Die Motive für oder gegen die Entscheidung über die Weiterführung eines landwirtschaftlichen Betriebes sind nicht in Strukturdaten (im Formulieren allgemeiner Gesetzmäßigkeiten) zu finden sondern in einer subjektiven Rationalität von sozial eingebetteten Individuen. Pierre Bourdieu beschreibt diese Eigenheit mit dem Konzept des Habitus folgendermaßen:

„Der Habitus ist das, was man voraussetzen muss, wenn man erklären will, warum die sozialen Akteure, ohne im eigentlichen Sinne rational zu sein, das heißt ohne ihr Verhalten im Hinblick auf die Maximierung der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zu organisieren, [...] , vernünftig sind und nicht verrückt [...], weil sie als Ergebnis eines langen und komplexen Konditionierungsprozesses die objektiven Chancen, die sich ihnen bieten, verinnerlicht haben, und weil sie die Zukunft vorhersagen können, die zu ihnen passt (im Gegensatz zu dem, was ‚nichts für einen ist‘).“ (Bourdieu/Wacquant 1996:163)

Kurz gesagt, ist die Antwort auf meine Eingangsfrage hier zu finden. Die Aussagen der Menschen, die ich hier verwenden durfte, drücken genau dieses Wissen um das, was zu ihnen passt, und das, was für sie ‚nichts‘ ist, aus. Die unterschiedlichen Geschichte(n) beding(t)en unterschiedliche Konzepte von Rationalität.

Faktoren wie Geld, Erfolg, Macht, aber auch Tradition, Autonomie oder soziale Anerkennung fließen in den Rationalitätsbegriff ein, werden aber von den Individuen unterschiedlich für ihr Leben gewichtet.

Bezogen auf meine Frage, worin diese relative Stabilität bäuerlicher Familienbetriebe begründet ist, komme ich zu dem einfachen Schluss, dass auch hier feldspezifische aber unterschiedlich gewichtete Faktoren vorliegen, die diese „Differenzierung und Diversität in der Landwirtschaft“ erklären und stabilisieren.

Abschließend kann ich sagen, dass mein Ansatz der Reanalyse der Interviews aus dem Feldpraktikum St. Georgen am Walde erkenntnisreich war, mich aber auf einen Weg geführt hat, der zu Beginn meiner Arbeit noch nicht (offen)sichtbar war.

Literaturverzeichnis

- Bamberger**, R. u. M., Bruckmüller E., Gutkas K., *Österreich Lexikon*, Wien 1995.
- Bauer** O., *Der Kampf um Wald und Weide*, Wien 1925.
- Baur** P.T., *Agrarstrukturwandel in der Schweiz*, Dissertation ETH, Zürich 1999.
- Beer**, B. (Hrsg.), *Methoden und Techniken der Feldforschung*, Berlin 2003.
- Benecke & Rehse**, *Details zum Wertpapier Niederösterreichische Holzindustrie AG. Aktie 30S 9.6.1928*. o.J.
http://www.aktiensammler.de/br/archiv_laender_detail.asp?AREA=A&ID=104720&SID=613424192168100100&NS=1, Zugriff am 24.10.2012
- Binder** I., *Bevölkerungs- und Siedlungsentwicklung der Mühlviertler Gemeinden entlang der tschechischen Grenze 1934-1961*, Dissertation, Wien 1963.
- Bodenstedt** A., *Agrar-Kultur-Soziologie*, Gießen 2003.
- Bohler** K. F. u. Hildenbrand B., *Kontinuitätssicherung in landwirtschaftlichen Betrieben. Problemlagen und Bewältigungsmuster*, in: Vonderach G. (Hrsg.): *Sozialforschung und ländliche Lebensweise. Beiträge aus der neueren europäischen Landsoziologie*, Bamberg 1990.
- Bohrmann** J., *Die Kulturgeschichte des Mühlviertels*, o.J.; online Text:
<http://www.waldwildnis.de/cd/archiv/muehlviertel/index.htm>; 16.08.2012.
- Boserup** E., *The Conditions of Agricultural Growth – The Economics of Agricultural Change under Population Pressure*, London 1965.
- Bourdieu**, P. (Hrsg.), *Das Elend der Welt*. Konstanz 2007.
- Bourdieu**, P., *Die zwei Gesichter der Arbeit*, Konstanz 2000.
- Bourdieu**, P., *Ein verlorenes Leben*, in: Bourdieu, P. (Hrsg.) *Das Elend der Welt*, Konstanz 2007, Seite 258-268.
- Bourdieu**, P., Waquant, D., *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1996.
- Bruckmüller** E., *Vom „Bauernstand“ zur „Gesellschaft des ländlichen Raumes“ – Sozialer Wandel in der bäuerlichen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts*, in: Ledermüller F. (Hrsg.), *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert*, Wien 2002, Seite 409-591.
- Bussen** T., *Die Einkaufsrevolution – Konsumenten entdecken ihre Macht*, München 2008.

David, E., *Sozialismus und Landwirtschaft*, 2. umgearb. u. vervollständ. Auflage, Leipzig 1922.

Dax T., Niessler R. u. Vitzthum E., *Bäuerliche Welt im Umbruch. Entwicklung landwirtschaftlicher Haushalte in Österreich*, Forschungsbericht Nr. 32 der Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Wien 1993.

DeWalt K.; DeWalt B., *Participant Observation. A Guide for Fieldworkers*. Second Edition. Plymouth 2011.

van Deenen B., *Wandel im Verhalten, in den Einstellungen und Meinungen westdeutscher Landwirte zu Beruf, Familie und Gesellschaft. Ergebnisse einer in den Jahren 1960 und 1965 durchgeführten Befragung derselben Betriebsleiter aus repräsentativ ausgewählten Betrieben von 5 bis 150 ha*, Bonn 1971.

Dworky, A.; Schider, H. (Hg.), *Die Ehre Erbhof. Analyse einer jungen Tradition*, Wien 1980.

Eder C., *Die Stände des Landes ob der Ens*, Linz 1926.

Erlacher U., Klejna I. u. Kral Z. M., *Generationswechsel in kleinen Familienbetrieben*, Wien 2009, in: Seiser 2009b, Seite 50-58.

Eugippius: *Vita Sancti Severini*. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Theodor Nüsslein. Reclam, Stuttgart 1999.

Flick, U. *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbeck 2005.

Gartnauer R., Kickingner S., Langthaler E. und Schwarz U., *Landwirtschaftsstile in Niederösterreich zwischen 1940er und 1980er Jahren – Ein Forschungsprojekt*, in: Österreich in Geschichte und Literatur, Heft 2 (363) Seiten 86-99, Wien 2010.

Goldberg C., *Postmoderne Frauen in traditionellen Welten – Zur Weiblichkeitskonstruktion von Bäuerinnen*, Frankfurt/Main 2003.

Goldberg C., *Zur Situation der Bäuerinnen heute: Kurzbericht eines Forschungsprojektes, das im Auftrag des Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, für Umwelt, Jugend und Familie und für Wissenschaft und Verkehr durchgeführt wurde*, Schriftenreihe 36, Grund- und Integrations-wissenschaftliche Fakultät, Institut für Soziologie, Wien 1998.

Grimm F., *Shopping hilft die Welt verbessern. Der andere Einkaufsführer: Ernährung - Mode - Kosmetik - Wohnen - Reisen – Geldanlage*, München 2006.

Groier M., *Wachsen und Weichen – Rahmenbedingungen, Motivation und Implikationen von Betriebsaufgaben in der österreichischen Landwirtschaft*, Online-Fachzeitschrift des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 6/2004.

http://www.lebensministerium.at/dms/lmat/land/laendl_entwicklung/Online-

[Fachzeitschrift-Laendlicher-Raum/archiv/2004/Groier/Groier_end_pdf.pdf](#) , Zugriff am 4.11.2012.

Harris M., *Peasants*, in: *A Handbook of Economic Anthropology*, Hg James G. Carrier, 423-38. Celtenham (UK); Northampton (USA), 2005.

Harris M., *Riding a Wave: Embodied Skills and Colonial History on the Amazon Floodplain*, in: *Ethnos: Journal of Anthropology* 70, no. 2 (2005): 197 - 219.

Heindl B., *Textil-Landschaft Mühlviertel*, Linz 1992.

Hörersdorfer H., *Übergeben, weiterleben*, Diplomarbeit, Wien 2010.

Hofer F., *Strukturwirkungen von Direktzahlungen*, Dissertation, Zürich 2002.

Hoppichler J., *Vom Verschwinden der Bauern und vom Kommen der Agrarunternehmer*, in: *Bedeutung und Relevanz des Struktur- und Wertewandels im ländlichen Raum*, Forschungsbericht Nr. 57 der Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Wien 2007, Seite 151-171.

Ingold, T., *Beyond Art and Technology: The Anthropology of Skill*,

in: M. B. Schiffer, *Anthropological Perspectives on Technology*.

Albuquerque 2001. 17-31.

Inheteven H. u. Blache M., *Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft*, Opladen 1983.

Institute for European Environmental Policy, Bewertung der Maßnahme für benachteiligte Gebiete in den 25 Mitgliedsstaaten der Europäischen Union. Ein Bericht des Instituts für europäische Umweltpolitik im Auftrag der GD Landwirtschaft. November 2006.

http://ec.europa.eu/agriculture/eval/reports/lfa/shortsum_de.pdf, Zugriff am 4.11.2012.

Jürgens K., *Wirtschaftsstile in der Landwirtschaft*, 2010.

<http://www.bpb.de/apuz/32990/wirtschaftsstile-in-der-landwirtschaft>, Zugriff am 4.11.2012.

Kautsky K., *Die Agrarfrage*, Stuttgart 1899.

Kautsky K., *Die Sozialisierung der Landwirtschaft*, Berlin [1921] 2012.

Komlosy A., *Industrie Kultur. Mühlviertel – Waldviertel – Südböhmen*, Wien 1995.

Kötter H., *Landbevölkerung im sozialen Wandel. Ein Beitrag zur ländlichen Soziologie*, Düsseldorf 1958.

Korosec L., *Bergbauern. Eine ethnologische Untersuchung von Hof und Familie im Oberpinzgau*, Diplomarbeit, Wien 2008.

Kretschmer I., *Verbreitung und Bedeutung der bäuerlichen Erbsitten*, in: Dworck, A.; Schider, H. (Hg.), *Die Ehre Erbhof. Analyse einer jungen Tradition*, Wien 1980, S. 83 – 90.

- Krammer J.** u. Rohrmoser F., *Im Kampf um ihre Rechte – Geschichte der Bäuerinnen in Österreich*, Wien 2012.
- Land Oberösterreich**, *Oberösterreichischer Sozialbericht. Band 1 - Textteil*. Amt der Oö. Landesregierung, Sozialabteilung. Linz 2003.
- Langthaler E.**, *Totgesagte leben länger*, in: Neue Züricher Zeitung, vom 20. Mai 2006.
- Ledermüller F.** (Hrsg.), *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert*, Wien 2002.
- Lipp**, Erwin: *Beiträge zur historischen Topographie und zur Wirtschaftsgeschichte der Kleinstädte des niederösterreichischen Waldviertels und des oberösterreichischen Mühlviertels*. Wien 1935.
- Mack J. M.**, *Bäuerliche Erbgewohnheiten in Oberösterreich am Beispiel der Bezirkssprengel Wels und Bad Leonfelden*, Dissertation, Wien 2009.
- Mövius R.**, *Methodische Grundlagen und Inhalte mikroökonomischer Theorien über die Allokation von Arbeit im bäuerlichen Familienbetrieb*, Diplomarbeit, Wien 1990.
- Oberösterreichisches Landesarchiv**, Grundentlastung, o.J.
http://www.landesarchiv-ooe.at/xchg/hs.xsl/219_DEU_HTML.htm (24.10.2012)
- Olechowski T.** u. Gamauf R., *Rechtsgeschichte und Römisches Recht*, Wien 2010.
- ÖPUL**, *Glossar*, 2006.
http://www.ama.at/Portal.Node/public?rm=PCP&pm=gti_full&p.contentid=10008.34086&GLOSSAR.htm#Getreide-Mais-Anteil, Zugriff am 4.11.2012.
- Pfaffermayr M.**, Weiss Ch., Zweimüller J., *Farm Income, Market, Wages and Off-farm Labour Supply*, Linz 1991.
- Planck U.**, *Bewußtseinslagen als Gegebenheiten agrarpolitischer Willensbildung*, in Schlotter H.-G. (Hrsg.), *Die Willensbildung in der Agrarpolitik*, München 1971, S. 71-85.
- Planck U.**, Ziche J., *Land- und Agrarsoziologie. Eine Einführung in die Soziologie des ländlichen Siedlungsraumes und des Agrarbereichs*, Stuttgart 1979.
- Pongratz H.**, *Bauern am Rande der Gesellschaft?*, in: Soziale Welt, (38) Seite 522-544, Göttingen 1987.
- Rössler**, M., *Die Extended-Case Methode*, in Beer, B. (Hrsg.) *Methoden und Techniken der Feldforschung*. Berlin 2003.
- Sandgruber R.**, *Blüte und Krise der Leinenindustrie*, in: Heindl B., *Textil-Landschaft Mühlviertel*, Linz 1992, Seite 47-53.

Schachenhofer W., *Von der Donau bis zum Weinsberg: Eine Region im Wandel der Zeit*. Tourismusverband St. Georgen am Walde (Hg.), St. Georgen am Walde 1996.

Schallberger, P., *Subsistenz und Markt. Bäuerliche Positionierungsleistungen unter veränderten Handlungsbedingungen*, Institut für Soziologie, Schriftenreihe Kulturosoziologie. Bern 1996.

Schallberger, P., *Wovon handeln bäuerliche Zukunftsvorstellungen? Determinanten, Dimensionen und Typen*, Bern 1999.

Schlotter H.-G. (Hrsg.), *Die Willensbildung in der Agrarpolitik*, München, 1971.

Schweitzer, P. (Hrsg.): *Dividends of Kinship: Meanings and Uses of Social Relatedness*. London und New York 2000, 92-123.

Shanin T., *Defining Peasants: Conceptualisations and Deconceptualisations (1980)*, in: *Defining Peasants: Essays Concerning Rural Societies, Expolary Economies, and Learning from Them in the Contemporary World*, 49-74. Oxford, UK: Basil Blackwell, 1990.

Statistik Austria; *Agrarstrukturerhebung 2012*. Erstellt am 25.05.2012.

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/land_und_forstwirtschaft/agrarstruktur_flaechen_ertraege/betriebsstruktur/022961.html, Zugriff am 4.11.2012.

Statistik Austria, *Ein Blick auf die Gemeinde Schönau im Mühlkreis*, o.J.

<http://www.statistik.at/blickgem/blick1/g40619.pdf>, Zugriff am 4.4.2012.

Stiglbauer A. M., Weiss C. R., *Family and Non-Family Sucession in the Upper-Austria Farm Sector*, in: *Cahiers d'économie et sociologie rurales*, Nr. 54, 2000, 6-26.

Seiser G., *On the importance of beeing the last one: inheritance and marriage in an Austrian peasant community*, in: Schweitzer, P. (Hrsg.): *Dividends of Kinship: Meanings and Uses of Social Relatedness*. London und New York, 2000, 92-123.

Seiser G., *Generationenwechsel im benachteiligten Gebiet: Eine Fallstudie über Hofübergaben*, Online-Fachzeitschrift des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft, 2009.

Seiser G., *Generationenwechseln in kleinen Familienbetrieben – Bericht an die Gemeinde St. Georgen am Walde*, Wien 2009b.

http://www.lebensministerium.at/land/laendl_entwicklung/Online-Fachzeitschrift-Laendlicher-Raum/archiv/2009/seiser.htm, Zugriff am 4.11.2012.

Seiser G., *Frauen und soziale Sicherheit im ländlichen Raum: Ein ethnographisches Beispiel*, In: *Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft für Agrarökonomie*, Band 18 (2), Wien 2009c, 149 – 161.

- Seiser, G.** und **Fidler, I.**, *Generationswechsel in Familienbetrieben: Deskriptive Analyse der Fragebogenerhebung in St. Georgen am Walde 2008*. Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Wien 2010.
- Sieder R.** u. **Langthaler E.**, *Globalgeschichte 1800-2010*, Wien 2010.
- Petrin, S.**, *Die Stände des Landes Niederösterreich*, St. Pölten u. Wien 1982.
- Smith A.**, *Der Wohlstand der Nationen – eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*, München 1996.
- Thaers A. D.**, *Leitfaden zur allgemeinen landwirtschaftlichen Gewerbs-Lehre*, Berlin 1815.
- Thaers A. D.**, *Grundsätze der rationellen Landwirtschaft*, Wien 1809-1812.
- Tod S.**, *Landwirtschaftsstile in Niederösterreich 1970-2011 – Projektbericht im Auftrag der Abteilung Landentwicklung des Amtes der NÖ Landesregierung*, St. Pölten 2012.
- Tschajanow A. W.**, *Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft: Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau*, Frankfurt am Main [1923] 1998.
- Ulm, B.**, *Das Mühlviertel. Seine Kunstwerke, Historischen Lebens- und Siedlungsformen*. Salzburg 1971.
- Verband Mühlviertler Alm**, *Lokale Entwicklungsstrategie Mühlviertler Alm 2007 – 2013 „Die Lebensregion Mühlviertler Alm“* o.J.
http://www.muehlviertleralm.at/content/pdf/Regionaler_Entwicklungsplan_%20Muehlviertler_Alm-2007-2013.pdf, Zugriff am 4.11.2012.
- Vonderach G.** (Hrsg.), *Sozialforschung und ländliche Lebensweise. Beiträge aus der neueren europäischen Landsoziologie*, Bamberg 1990.
- Vogel S.**, **Wiesinger G.**, *Zum Begriff des bäuerlichen Familienbetriebs im soziologischen Diskurs*, Bundesanstalt für Bergbauernfragen, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Nr.1. Wien 2003. 55- 76.
- Vogel S.**, **Wiesinger G.**, *Der Familienbetrieb in der Agrarsoziologie – Ein Blick in die Debatte*. In *Ländlicher Raum*. Online Fachzeitschrift des Bundesministeriums für Land und Forstwirtschaft Umwelt- und Wasserwirtschaft, Nr. 5/ 2003, 1-18.
- Weiß F.**, *Ursachen für den Erwerbsartenwechsel in landwirtschaftlichen Betrieben Österreichs*, Diskussionspapier, Wien 2006. abrufbar unter:
http://www.boku.ac.at/wpr/wpr_dp/dp-18-2006.pdf
- Weiß F.**, *Bestimmungsgründe für die Aufgabe/Weiterführung landwirtschaftlicher Betriebe in Österreich*. Diskussionspapier, Institut für nachhaltige Wirtschaftsentwicklung, Wien 2006b.

Weiss Ch., *Symmetrie und Reversibilität der Nebenerwerbsentscheidung*, in: Agrarwirtschaft, 1995. Vol. 44, Nr. 3, 137-143.

Wiener Arbeitsgemeinschaft Rechtsgeschichte (WAG, Hg.), *Rechts- und Verfassungsgeschichte*, Wien 2011.

Wiesinger, G., *Zum Begriff des bäuerlichen Familienbetriebes im soziologischen Diskurs*. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie (ÖZS), Wien Nr. 1/2003, 55-76.

Zeitelhofer, S. *Vom Umgang mit dem Vieh*, Dissertation, Wien 2009.

Ziehe, J., *Das gesellschaftliche Selbstbild der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Bayern. Eine empirische Untersuchung*, Bayerisches Landwirtschaftliches Jahrbuch 47, Sonderheft 2, München, 1970.

Abstract

Die Landwirtschaft ist im Wandel begriffen, die Anzahl der Bauernhöfe verringert sich ständig. Damit befasste Wissenschaftler stellten eine weitere Abnahme der bäuerlichen Familienwirtschaften in Aussicht, das zeigen auch die Daten zu den Bereichen des Generationswechsels, zum Erwerbswechsel und spezifische Untersuchungen zum Strukturwandel. Eine Weiterführung vieler bäuerlicher Familienbetriebe scheint unvernünftig, irrational oder wird als „Hobby“ abgetan. Trotz dieser Zuschreibungen und den „objektiven“ Erkenntnissen entscheiden sich viele für eine Weiterführung der Landwirtschaft. Die Frage ist: Auf welcher Basis, welchen Grundlagen werden diese Entscheidungen für den Aufrechterhalt dieser sozioökonomischen Wirtschaftsform getroffen.

Konkret werden hier Forschungsergebnisse, die in einem anderen Forschungskontext erhoben wurden, reanalysiert. Auf Basis des Interviewmaterials werden drei Fallbeispiele zu bäuerlichen Familienbetrieben erstellt. Diese Betriebe befinden sich in einer Region, weisen aber unterschiedlichen Grundbedingungen auf. Die Analyse erfolgt im Hinblick auf die Hofbindung und Motivation der Betriebsleiter respektive der künftigen Übernehmer. In der Zusammenführung erfolgt ein Abgleich der Interviews mit wissenschaftlichen Arbeiten zum Strukturwandel.

Eine Zuschreibung von Irrationalität ist eine Fremdzuschreibung und nicht zutreffend.

Lebenslauf

Johann Schwarz

Geburtsdatum: 19. Juli 1974
Geburtsort: Schärding

Ausbildung

Diplomstudium der Kultur- und Sozialanthropologie bis 2012

Agraringenieur seit 2012

Facharbeiter für Biomasse und Bioenergie seit 2011

Bauer (Betriebsführer) seit 2006

Weiterbildung am
Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung, Schlaining
„Friedensjournalismus“ 2004

Mitglied der Studienrichtungsvertretung
Kultur und Sozialanthropologie 2002 bis 2004

Weiterbildung am Institut für Kulturmanagement Wien:
„Pressearbeit“ 2002
„Projektorganisation und Finanzierung“ 2001

Meisterklasse „Experimentelle Gestaltung“
bei Herbert Lachmayer; Kunstuniversität Linz (a.o. Studium) 1997 bis 1999

Matura an der HLBLA St. Florian bei Linz 1998

Fachschule für Elektrotechnik 1988/1989